

* Biogr. *

1112

gf

ogr. 1192 ~~98~~

Philipson

Leben
Benedikt's von Spinoza.

von
M. Philipfon.

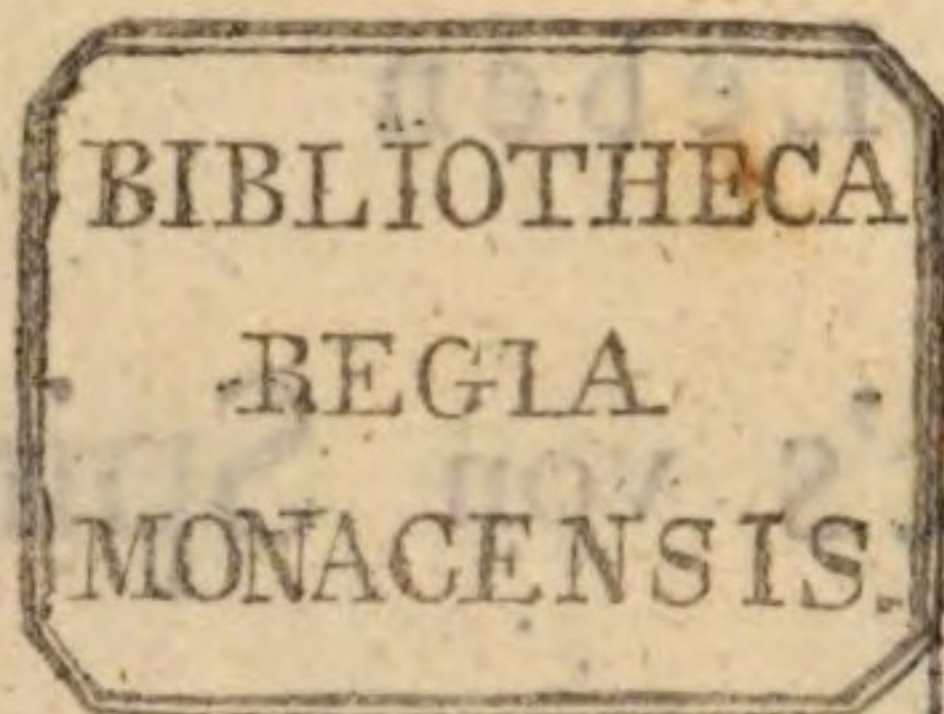
*Thut auf Worte Verzicht, und Weisheitsfreund,
umarme deinen Bruder!*

MENDELSSOHN.

Braunschweig
im Verlag der Schulbuchhandlung

1790.

218. B.



Bayrische
Staatsbibliothek
München

Bevor der Uebergang von der Kartesianischen bis zur Leibnitzianischen Weltweisheit geschehen konnte, mußte Jemand in den dazwischen liegenden ungeheuern Abgrund stürzen. Dieses unglückliche Loos traf *Spinozen*. Wie sehr ist sein Schicksal zu bedauern. Er war ein Opfer für den menschlichen Verstand; allein ein Opfer, das mit Blumen geziert zu werden verdient. Ohne ihn hätte die Weltweisheit ihre Gränzen nimmermehr so weit ausdehnen können.

Mendelsf. Philos. Gespr.

Leben
Benedikt's von Spinosa.

Wenn Biographien großer Männer nützlich sind, — wenn es belehrend ist für den Denker, nachzuforschen wie *Menschen von allgemein anerkannter Größe* das wurden, was sie waren; — durch welche Wege sie dahin gelangten; — was ihren Lauf beförderte, — was ihn hemmte; — was ihrem Geiste neue Schwungkraft gab, — was ihn niederdrückte; — was äussere Dinge auf sie wirkten und wie sie wieder zurück wirk-

107 A 2 ten;

ten; — so muß die Biographie eines Mannes, wie Benedikt Spinoza war, wenn sie dem Forscher keinen dieser Wünsche unbefriedigt läßt, höchst willkommen seyn.

Gerne bescheide ich mich, dieses grosse Ziel nicht erreicht zu haben. — Eine *solche* Darstellung eines grossen Mannes, erfordert einen grossen Mann: ich hoffe aber zuversichtlich, daß durch die bekannten Mendelssohn-Jakobischen Streitigkeiten, welche Spinosens Lehren bekannter gemacht, sein Andenken erneuert und das Interesse für ihn belebt haben, auch dem, was diese wenigen Blätter von diesem wichtigen Manne enthalten, eine nicht ungünstige Aufnahme vorbereitet worden sey.

Ein Mann, dessen Lehrgebäude von einem grossen Theil seiner Zeitgenossen verflucht, verabscheut, verdammt, — und
von

von keinem verstanden ward;*) dessen Herz und Kopf aber alle, die ihn persönlich kannten, gleich stark bewunderten: den die grossen Männer, welche die erste Hälfte unsers Jahrhunderts erleuchteten mit Mitleiden nannten und seiner Verirrungen wegen bedauerten; von dem die aufgeklärtesten und unpartheyischsten unserer Zeitgenossen die widersprechendsten Dinge behaupten, und dem nur wenige Edele Gerechtigkeit — im strengsten Ver-

A 3 stan-

*) So witzelt z. B. Kortholt in seinem Buche de tribus impostribus magnis. (Kilonii 1680. S. 139.) über ihn, nachdem er Heebert und Hobbes abgefertigt hat, mit diesen Worten: Occupet extremum scabies! Quis vero ille? Benedictus est Spinoza (quem rectius *maledictum* dixeris; quod *Spinoza* ex diuina *maledictione* terra (Gen. III, 17. 18.) *maledictum* magis hominem, et cuius monumenta tot spinis obsita, vix umquam tulerit) vir initio Judaeus, sed postea, ob portentosas de ipso etiam Judaismo opiniones, ἀποσύναγωγος, atque sic tandem, nescio quibus artibus et fraudibus, inter Christianos nomen profusus, caet.

stande des Worts — widerfahren lassen, — das heist, die das an ihm schätzen und verehren, was geschätzt und verehrt zu werden verdient, ohne ihm zuvor ihre Lieblingsmeynungen unterzuschieben, — ein solcher Mann verdient wohl, daß sein Leben von neuem beschrieben werde, daß man bey Weglassung vieler unbedeutender Kleinigkeiten, welche seine ersten Biographen beynahe allein ihrer Aufmerksamkeit würdig hielten,*) desto grössere Rücksicht auf seinen Geist nehme.

*) *Bayle* liefert nichts als eine äusserst trockene und uninteressante Geschichte seines Lebens und eine unrichtige Darstellung seines Systems, welches er völlig missverstanden oder, wie *Jacobi* will, nicht weit genug zurückverstanden hat. *Kolerus* liefert gewissenhaft ängstlich wie ein Chronikenschreiber eine Menge uninteressanter Kleinigkeiten von ihm, und die übrigen haben diesen beyden alles getreulich nachgeschrieben.

Baruch, oder *Benedikt von Spinoza*, ward den 24 November 1632 in Amsterdam von Nachkommen jüdischer Flüchtlinge aus Spanien geboren. Er erhielt in den ersten Jahren eine Erziehung wie sie damahls unter Juden gewöhnlich war und mehrentheils noch ist, wenn man einige aufgeklärte Städte, als Berlin, London u. s. w. ausnimmt: das heisst man übergab ihn einem Rabbi und verwandte seine ersten Jugendjahre, worin der Keim zu allem Edeln und Guten in dem Menschen so leicht entwickelt und erstickt wird, wo Herz und Kopf noch biegsam genug sind, sich in alle Formen bringen zu lassen, blos zum unzweckmässigen Studium rabbinischer Schriften, *) ohne auf

A 4

fei-

*) Ueber die *Unzweckmässigkeit* dieses Studiums wünsche ich sehr, dass meine jüdischen Leser die vortrefliche Einleitung zu der Uebersetzung des *Predigers* von dem gelehrten Freunde und Schüler Mendelssohns, Herrn *David Friedländer* nachlesen möch-

seine übrige Bildung zu achten, ohne ihm durch wissenschaftlichen Unterricht zu Hülfe zu kommen. Alle Spuren seines weitumfassenden Geistes, die sich früh

ge-
möchten, welche überhaupt nicht genug empfohlen werden kann. Der Himmel verleihe diesem würdigen Manne Kräfte und Musse genug seinen eingeschlagenen Weg unermüdet und ungehindert fortwallen zu können. Nach mehrern Decennien wird die jüdische Nation die Früchte seiner jetzigen Einsaat ärndten, und moralische und physische Verbesserung seiner Glaubensgenossen wird sicher die Folge seiner Bemühungen seyn.

Dennoch bleibt der Wunsch über, daß er, als ein Mann, der über den besfern Theil seiner Nation soviel vermag, es für gut gefunden hätte, in seinem Urtheile weiter zu gehen, und zu zeigen, daß das Studium des Thalmuds nicht nur sehr oft unzweckmässig, sondern noch öfter auch auf eine äusserst schädliche Weise getrieben werde. Wozu soll es, dem nicht zum Rabbinen bestimmten Juden nützen, alle Subtilitäten eines zwölf Folio Bände starken Werkes, die grösstentheils über, ihm ganz fremdgewordene Gegenstände, rouliren, samt seinen noch voluminöfern Kommentatoren, mit vielem Aufwande von Zeit und Anstrengung zu

genug äussern müssen, wurden nicht bemerkt, es ward bey ihm nicht die geringste Ausnahme von dem eingeris-

A 5

nen

zu untersuchen? Seine besten Jugendjahre, (selbst die Kinderjahre, in denen abstrakte Studien so gefährlich für Geist und Körper sind,) werden damit hingebracht; er martert sich mit sophistischen Fragen; gewöhnt sich an eine, diesem Werke allein, eigenthümliche Logik; und glaubt seine Bestimmung erfüllt zu haben, wenn er aus einem thätigen Menschen voller Kraft, ein schaler Grübler geworden ist. Noch schlimmere Folgen äussern sich sehr oft bey Schwachköpfen, -- sie werden zu intoleranten Fanatikern gebildet, die den schuldloosesten Handlungen ihrer Brüder den Schein des irreligiösen zu leihen wissen, und mit ihren Verfolgungen nicht eher einhalten, als bis der verkettzte Bruder zu der niedrigsten Heucheley seine Zuflucht nimmt oder seine ganze zeitliche Glückseligkeit preis giebt. Freylich wurden die Juden durch bürgerliche Herabwürdigung, durch die grausamsten Verfolgungen dahingebracht, das Studium der Traditionen, der Kabale u. s. w. mit dem grössten Eifer zu betreiben. Menschen, die alles Aeussere verlohren, auf alle bürgerliche Ehre, auf gesellschaftliches Leben, auf den Schein der Mög-

lich-

nen Mißbrauche gemacht, bis ein Zufall
oder sein eigenes Nachdenken ihn in rei-
fern Jahren dahin brachte, Unterricht in
der

lichkeit sich durch etwas empor zu schwingen, Ver-
zicht thun mußten, -- die man so sehr unter die
Menschheit hinunter setzte, daß sie weder mit dem
Geiste, noch durch die Kräfte des Körpers dem Staa-
te dienen durften, wenn sie auch wollten; -- Die
ein Kayserliches Verbot der Ehre verlustig er-
klärte, den Staat mit dem Degen in der Faust zu
vertheidigen; -- die sogar alle Gilden von sich
stieszen; -- denen nur die niedrigste Art, ihre elen-
de und traurige Existenz zu sichern, erlaubt blieb; --
die jeder Staat wechselsweise vertrieb und wieder
aufnahm, nachdem die Hofnung zu ihrer *Bekeh-*
rung von neuem belebt oder zernichtet ward; --
die mußten, so lange noch nicht jede Nerve ganz
in ihnen abgespannt war, so lange noch Ein Fünk-
chen des ersten Grundtriebes, der Selbsterhaltung,
in ihnen glimmte, sich selbst mit der Idee täu-
schen, sie thun *willkührlich* auf alle Erdengüter
Verzicht, -- sie verschmähen aus Gründen, was
man ihnen zu entziehen glaubt und sie zu errin-
gen der Mühe nicht werth hielten, -- der *Him-*
mel sey dafür unser! Sie geriethen von einer
Schwärmerey auf die andre, versanken in den tief-
sten

der lateinischen Sprache zu nehmen. Sein erster Lehrer war ein Deutscher, und dann der berühmte Arzt *Franziskus van dem Ende*, welcher alle seine Schüler zu dem Atheismus verleitet haben soll. Allein man weiß schon, was dies Wort vor hundert und fünfzig Jahren zu bedeuten hatte; zu geschweigen, daß man auf den feinnern, aber wichtigen Unterschied nicht achtete, ob ein Mann mit seinem moralischen Systeme ohne Gott fertig werden konnte, oder ihn ganz weg zu demonstrieren suchte, so war es äusserst leicht diesen Beynahmen zu erhalten, wenn man

nur

sten Aberglauben, -- und wurden nach einer Reihe von Jahren *das, was* man sie zu werden zwang. Menschenfatzungen wurden in die Religion gebracht: Theologen gewannen die Herrschaft über die Geister, und der Charakter einer ganzen Nation nahm eine neue Gestalt an. So ward Unterdrückung die Quelle der Schwärmerey, und diese wieder der Grund zu neuern Unterdrückungen von aussen und innen.

nur gegen die Meynungen einiger Theologen verstiess. — Vielleicht war aber gerade dieser verschrieene Arzt der erste, welcher den jungen jüdischen Theologen auf manche Gegenstände aufmerksam machte, sein verborgenes Feuer anfachte, ihn Vertrauen zu seiner Vernunft und Misstrauen gegen Autoritäten einflöste, und dadurch vieles zu der Entwicklung seiner Kräfte beytrug. Ein Geist wie der seinige bedurfte nur eines geringen Stosses um in Bewegung gesetzt zu werden, und dann kam er schwerlich so bald zu Ruhe.

Eben dieser Arzt hatte eine Tochter, welche der lateinischen Sprache mächtig genug war, die Stelle ihres Vaters zuweilen vertreten zu können. Den jungen Benedict mag auch wohl die Reihe oft getroffen haben sich von ihr unterrichten zu lassen, und ihre Reitze machten einen

nen so starken Eindruck auf sein Herz, daß er sich in sie verliebte und auf eine förmliche Verbindung mit ihr dachte. Allein ein junger Hamburger, Namens *Kerker-nig*, der ebenfalls ihres Unterrichts genoß, wußte sich durch reiche Geschenke ihre Gunst besser zu erwerben, nahm den katholischen Glauben an und kam ihm mit der Heirath zuvor. Es bleibt immer sehr wahrscheinlich, daß die Idee, der *Jude* will eine *Christinn* heyrathen eine besondere Wirkung auf ihn machte. — Er war nicht leichtsinnig und mußte also auf die ernstliche Untersuchung gerathen, ob diese Freyheit sich mit seinem religiösen Systeme vereinigen lasse, oder ob er auf eins von beiden Verzicht thun müsse. — Vermuthlich fing er also bey dieser Gelegenheit zuerst an über Judenthum, Christenthum und Religion überhaupt nachzudenken; ward dann auf fernere Spekulationen über Gott, Universum, Morali-

ralität u. f. w. geleitet, ging, sich selbst und seinem Nachdenken allein überlassen, vielleicht den ganzen Kreisgang, vom abergläubischen Theologen bis zum Atheisten, durch, kam von diesem Extreme wieder bis zur Kabale zurück, von dieser auf sein System, und gelangte also endlich durch *Liebe* zu einer ganz eigenen Philosophie. Dem sey indessen wie ihm wolle, ich gebe diese Vermuthungen für nichts weiter aus, als was sie sind, für eine Hypothese, durch die sich die wichtigste Begebenheit seines Lebens erklären läßt, und was keiner seiner Biographen zu untersuchen würdigte, — genug sein Geist ward durch irgend etwas angetrieben sich in Untersuchungen höherer Art einzulassen: er dachte über Gott, Schöpfung, — Daseyn, — Menschen, ihre Verhältnisse u. f. w. nach; suchte sich durch Bücher zu belehren, und fand nichts nach seinem Geschmacke darin, bis ihm

end-

endlich die Schriften des französischen Weltweisen *Descartes* in die Hände fielen. Dieser war ein Mann, der so wie er, sich beynahe alles selbst zu verdanken hatte. Er hatte der Philosophie eine ganz neue Richtung gegeben; ihr neue Grenzen gesteckt, sie vom leeren, sinnlosen Wortkram der Scholastiker befreyet; das peripathetische Lehrgebäude niedergelassen und ein andres, obgleich nicht fehlerfreyes — doch unendlich viel helleres und bequemerer an dessen Stelle aufgerichtet.

Spinosa machte sich die Maxime dieses Weltweisen: *daß man nichts für wahr annehmen müsse, was nicht durch unumstößliche Gründe erwiesen sey*, ganz zu eigen, und gestand oft, daß er einen grossen Theil seiner Philosophie aus dieser Quelle geschöpft habe. Bekannt mit den Schriften dieses grossen Mannes, und vertraut

traut mit seinem Geiste, legte er sich nun mit dem grössten Eifer auf Naturlehre, stellte sehr wichtige Versuche an und theilte sie seinen Freunden mit. Unter seinen nachgelassenen Schriften finden sich noch einige sehr interessante Briefe chemischen Inhalts, die er mit dem berühmten Engländer Boyle gewechselt hat.

Indessen wäre unser Philosoph bald im Frühlinge seines Lebens, lange vor seinem dreissigsten Jahre, ein Schlachtopfer fanatischer Wuth geworden. Das Gerücht seiner Heterodoxie wurde immer lauter; man wufste, dafs er sich von der Last des Zeremonielgesetzes freysprach, dafs er es für blos politisch und dem jüdischen Staate allein für so eigen hielt, dafs es ganz mit ihm stehen und fallen mußte. Er äuserte sich auch nachmahls sehr deutlich in seinem Tractatus theologico-

gico-

gico-politicus hierüber. *) Diefs Resonnement mußte auch oft praktisch bey ihm werden, er konnte ohne zu heuchlen
keine

*) Der Biograph hat nicht zu entscheiden ob seine Gründe gut und wahr *sind*; sondern ob sie ihm *so schienen* und ob er nach seiner Ueberzeugung lebte. Diefs ist aber gewiß von einem Manne, der nur Uebereinstimmung in sich zu erhalten suchte, der ganz als praktischer Weiser handelte, nicht anders zu erwarten. Das natürliche Licht, klagt er, (in der Vorrede zum Tract. th. pol.) wird nicht allein verachtet, sondern als eine Quelle der Gottlosigkeit verdammt; menschliche Erfindungen werden für göttliche Lehren und Leichtgläubigkeit für Glauben gehalten; philosophische Streitigkeiten werden mit der größten Hestigkeit, so wohl in der Kirche als vor Gericht geführt. u. f. w. -- Als ich wahrnahm, fährt er fort, daß auf diese Weise der grausamste Haß, die bitterste Zwietracht und mehrere Uebel entstehen, welche die Menschen leicht zu Empörungen reizen; so nahm ich mir vor nochmahls mit unbefangenen Gemüthe die Schrift von neuem zu untersuchen, nichts von ihr zu behaupten und nichts als ihre
Leh-

keine Anhänglichkeit für Gesetze äusfern, die er nicht anerkannte, und ward also seiner rechtgläubigen Gemeinde anstößig und verhaßt.

Ein Mitglied derselben trieb die Rase-
rey, die Sache Gottes zu rächen, (ein Aus-
 druck, der damahls noch sehr üblich war
 und

Lehre anzunehmen, was sie nicht selbst auf das deutlichste lehre. Durch diese Vorsicht ist es mir geglückt, eine Methode zur Erklärung der heiligen Schrift zu entwerfen, und nach ihr zu untersuchen, was Prophezeiung sey, auf welche Weise sich Gott den Propheten offenbaret habe und warum sie Gott gefällig waren; ob sie nämlich erhabnere Vorstellungen von Gott und der Natur hatten, oder blos ihrer Frömmigkeit wegen. Nachdem ich hierüber entschieden hatte, konnte ich leicht festsetzen, daß die Auktorität der Propheten nur bey Gegenständen, welche den Gebrauch des Lebens und die wahre Tugend betreffen, anwendbar sey, ihre Privatmeynungen aber uns wenig angehn. Ich ging weiter und untersuchte, warum die Hebräer das auserwählte Volk Gottes genannt worden,

und gewiß weit mehr Menschenleben weg-
 raffte als die schrecklichsten Seuchen) so
 weit, daß er ihn des Abends, als er aus
 der Synagoge ging, mit dem Dolche in
 der Hand entgegen lief, auf ihn zustach
 und ihn gewiß ermordet hätte, wenn er
 dem Stiche nicht durch eine geschwinde
 Wendung ausgewichen wäre. Sein Man-
 tel ward aber doch durchlöchert und er
 bewahrte ihn, so lange er lebte, zum
 Andenken.

Tantum religio potuit suadere malorum!

Er trennte sich nun gänzlich von der
 Synagoge, verließ Amsterdam und ging

B 2 aufs

den, -- mein Resultat war, daß sich dieß bloß
 darauf gründe, weil ihnen Gott eine gewisse Ge-
 gend der Erde erwählt hatte, wo sie sicher und
 bequem leben konnten, und schloß hieraus, daß
 die dem Moses von Gott geoffenbarten Gesetze nur
 Rechte des ganz eigenen Staats der Hebräer wä-
 ren, und daher von niemanden ausser ihnen an-
 genommen zu werden brauchten, ja sie selbst nur
 so lange bänden als ihr Reich dauerte.

aufs Land zu einem seiner Freunde, welcher zwischen dieser Stadt und Auwerkerke wohnte, wo er aber nicht lange blieb, sondern nach Rhynsburg zog.

Bayle, Niceron und andere erzählen, es wäre ihm von der Synagoge eine Summe Geldes gebothen worden, wenn er sich verbindlich machen wollte, sie nicht zu verlassen und dem Aeusfern nach Jude zu scheinen. Hierin konnte er freylich nicht willigen, denn gerade dieses *Aeusfere* glaubte er aus Gründen verwerfen zu können, — und das *Innere*, welches eigentlich ein ganz reiner Deismus ist, vertrug sich mit seinem Systeme recht gut, oder ward doch wenigstens nie von ihm angetastet. Allein diese ganze Erzählung hat völlig das Ansehen einer sinnreichen Erfindung, die ein Mensch, der die unrichtigste Vorstellungen von den Einrichtungen und Religionsbegriffen der Ju-

Ju-

Juden hatte, zuerst debitirte und den Bayle oder seine Vorgänger ohne weitere Untersuchung auf Treu und Glauben nachschrieben. Die jüdische Religion hat sich nie verbreiten, nie Parthey machen und öffentlich erklärte Abtrünnige weder durch List und Gewalt, noch durch Ueberredung zurückhalten gewollt. Eingerissene Vorurtheile räumten freylich der jüdischen Kirche Rechte ein, oder liehen vielmehr dem Phantom der Kirche einen *Schein des Daseyns* hinter dessen Schreckgestalt sich manche fanatische Priester versteckten, um das Volk in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten. Aber, ob sie sich unter der Aegide dieses leeren Schalles für befugt hielten, Bannstrahle zu schleudern; so geschah es doch immer nur gegen diejenigen, welche ohne ganz abtrünnig zu werden sich nicht von allem, was man wollte, überzeugen konnten und sich in Handlungen oder Worten

dagegen vergingen. — So fand auch der portugiesische Rabbiner R. Abuabh, zu dessen Heerde Spinosa gehörte, seine Entfernung für einen gerechten Gegenstand seines Zorns. Er liefs den *Verirrten* vor sein Gericht laden, — nicht um die Gründe seiner Meynungen oder Irrthümer darzulegen und sich eines Besfern belehren zu lassen; — sondern um sie zu widerrufen, sich zu bekehren und Busse zu thun. Drey Citationen, zwischen denen man ihm immer einige Frist zur Reue gestattete, waren vergeblich und die Exkommunikation ward vollzogen.

Niemand erwartet wohl, dafs Spinosa's Festigkeit dadurch zum Wanken gebracht ward, dafs er nun den reuigen Sünder gespielt und demüthig um die Wiederaufnahme unter die Gläubigen geflehet habe. Doch soll er zu seiner Verthei-

thei-

theidigung eine Schrift, in spanischer Sprache abgefaßt, der portugiesisch-jüdischen Inquisition übergeben haben, welche aber nie bekandt ward. Bayle versichert, er habe das Wichtigste und Allgemeinste daraus in seinen Tractatus theologico-politicus verwebt, welches wohl möglich ist. Folgende und mehrere Stellen aus diesem Traktat, können wohl vorher einen Platz in seiner Vertheidigungsschrift eingenommen haben, obgleich sie nicht geradezu ihm allein anpassen; sondern im Allgemeinen die Denkfreyheit vertheidigen, den Unterschied zwischen Aberglauben und wahrer Frömmigkeit auseinander setzen und vorzüglich die Aufhebung des Zeremonielgesetzes mit der Zerstörung des jüdischen Reiches beweisen sollen. „Die Menschen,“ sagt er, „sind in ihrer Erkenntniss sehr verschieden, eben die Meynung, welche den einen zur Andacht bewegt,

„kann den andern zum Lachen reitzen:
 „ich halte es daher für billig, niemanden
 „die Freyheit streitig zu machen, die
 „Grundsätze des Glaubens nach seinen
 „Begriffen zu erklären, und nur von den
 „Handlungen der Menschen auf den Werth
 „oder Unwerth ihres Glaubens zu schlies-
 „sen. Dann kann jeder mit ganzem und
 „freyem Herzen nach seiner Ueberzeu-
 „gung dem höchsten Wesen gehorchen und
 „Gerechtigkeit und Menschenliebe werden
 „wieder in ihre Rechte eintreten.“ — —
 „Das göttlich Gesetz,“ sagt er ferner,
 „welches die Menschen in der That glück-
 „lich macht und sie das wahre Leben
 „kennen lehrt, ist allen Menschen gemein.
 „Da aber die religiösen Gebräuche der
 „alten Hebräer ihrer Regierungsform der-
 „gestaltangepafst sind, dafs sie nur von
 „der ganzen Gesellschaft, nicht aber von
 „einzelnen Personen allein, ausgeübt
 „werden können; so ist es gewifs, dafs
 sie

„sie in soferne nicht zum göttlichen Ge-
 „setze gehören, und nicht allein die Tu-
 „gend und Seligkeit ausmachen, sondern
 „eigentlich nur die zeitliche Wohlfahrt
 „und Ruhe des Staats zur Absicht haben:
 „folglich auch nur so lange bestehen kön-
 „nen, als ihr Reich dauert. Daher wird
 „in der Schrift für die Beobachtung die-
 „ser Gebräuche auch nur körperliche Be-
 „quemlichkeit und Vergnügen, für die
 „Ausübung des göttlichen Gesetzes aber
 „die Seligkeit verheissen.“ Bey einer
 andern Gelegenheit, wo von der Aus-
 legung der Schrift die Rede ist, sagt er;
 „Wir wollen die Sektirer nicht deswe-
 „gen der Gottlosigkeit beschuldigen, weil
 „sie die Worte der Schrift ihren Mey-
 „nungen anpassen, denn eben sowohl als
 „sie ehemals nach den Begriffen des Vol-
 „kes eingerichtet ward, kann sie auch
 „jetzt ein jeder nach den seinigen erklä-
 „ren, wenn er dadurch in den Stand ge-

„setzt zu werden glaubt, Gott in Dingen,
 „welche die Gerechtigkeit und Liebe be-
 „treffen, mit mehrerer Einstimmung sei-
 „nes Gewissens gehorchen zu können;
 „wir tadeln sie aber deswegen, weil sie
 „ändern diese Freyheit entziehen wollen,
 „und alle, selbst die rechtschaffensten und
 „tugendhaftesten Menschen, als Feinde
 „Gottes verfolgen, wenn sie von ihren
 „Privatmeynungen abweichen, — andre
 „aber, die ihnen beypflichten, wenn sie
 „auch übrigens nicht die geringste Herr-
 „schaft über ihre Leidenschaften besitzen,
 „als Auserwählte Gottes lieben, welches
 „dem Staate doch unstreitig äusserst schäd-
 „lich und gefährlich ist.“ — „Wessen
 „Werke gut sind, der mag in Lehrsätzen
 „von andern Gläubigen abweichen, und
 „er bleibt dennoch ein Gläubiger, wes-
 „sen Werke aber schlecht sind, der ist
 „bey der grössten Uebereinstimmung in
 „Worten dennoch ein Ungläubiger, denn
 „der

„der Glaube ohne Werke ist tod. — Der
 „Glaube verstatet auch einem jeden die
 „größte Freyheit zu philosophiren und
 „ohne Verbrechen von allen Dingen zu
 „denken, was er will.“

Ohne sein religiöses oder philosophi-
 fches Lehrgebäude im geringsten verfech-
 ten zu wollen, — welches auch nir-
 gend in dieser Schrift geschiehet, — viel-
 mehr angenommen, beyde seyn äusserst
 widerfinnig und handgreiflich falsch: so
 läßt sich doch nichts auffinden, was den
 raschen Schritt des jüdischen Götze eini-
 germassen entschuldigen, oder ihm nur
 einen Schein des Rechts leihen könnte.
 Man erlaube mir bey dieser Gelegenheit
 eine Wahrheit wiederholen zu dürfen,
 die nicht oft, nicht dringend genug an
 das Herz gelegt werden kann.

Befehle belehren nicht, Meynungen
 lassen sich nicht wie Kleider ablegen und
 wech-

wechseln, wir können höchstens Ueberzeugung heucheln, aber wir werden nicht überzeugt wann wir *wollen* und *sollen*.

Mit unüberwindlicher Stärke dringt sie sich uns selbst wider unsern Willen auf, und verläßt uns nicht eher, weder auf unser, noch andrer Geheiß, als bis sie durch eine noch mächtigere, entgegengesetzte Ueberzeugung, — die dann wieder eben so fest in unserm Innern verwebt ist, — verdrängt wird. Warum suchet man Erkenntniß aus Vernunft, welche wahrlich nicht das Schlechteste an uns ist, auf eine mehr als tyrannische und zwecklose Weise zu unterdrücken, da ihre Stimme so laut in uns spricht, daß sie nie ganz zum Schweigen gebracht werden kann. Wann wird doch *die* Wahrheit allgemein erkannt werden, daß es nicht *Eigensinn* und *Verstocktheit* ist,

was

was uns die religiösen Meynungen anderer annehmen oder verwerfen heisst. Am wenigsten müfste eine Nation, wie die jüdische, gegen diese Maxime handeln; sie, die oft, noch bis vor wenigen Jahrzehnten, ihrer sogenannten Verstocktheit wegen verjagt, beraubt und auf das schrecklichste gemifshandelt ward; der man mit dem Schwerte in der Hand Meynungen aufdringen wollte; der noch jetzt in Spanien und Portugal die Menschheit entehrende Anto's da Fe erwarten; sie müfste es endlich tief im Innersten fühlen, dafs solche Mittel zugleich ungerecht und fruchtlos seyn, und dafs der Bannstrahl keine Ueberzeugung auslöschen könne, die unser Herz erwärmt und unsern Geist erleuchtet. Sie, die alles von Duldung erwartet, sollte nicht die letzte seyn, welche Empfänglichkeit für Duldung zeigt. — Lasset jedem sein natürliches unveräusserliches Recht, zu meynen,

nen,

nen, und seine Meynung zu behaupten, ungekränkt, und man wird auch euch dieß Recht nicht ferner kränken wollen. Die Wahrheit kann verdunkelt, aber nicht vernichtet werden; sicher durchdringt ihr Glanz endlich den dickesten Schleyer, und der Sieg wird ihr nie fehlen, wenn ihr Kampf auch lange zweifelhaft und unentschieden bleibt. Ich kann nicht umhin, noch die vortreflichen Worte eines kühnen Untersuchers*) anzuführen, die er freylich bey einer andren Gelegenheit und in andrer Absicht gebraucht hat, die aber so schön und kräftig sind, daß sie auch hier nicht ohne Wirkung stehen können. — „Auch im Reiche der Wahrheit wird durch Krieg selten viel gewonnen; treuer Fleiß eines jeden in dem Seinigen, und freywilliger ehrlicher

*) Jacobi's Briefe über Spinoza. 1ste Auflage S. 177, 2te Auflage S. 234. u. folg.

„cher Tausch, wäre auch hier das För-
 „derlichste, Beste. Wozu der böse Ei-
 „fer gegen Mangel an Erkenntniss? —
 „Anstatt ihn bloß zu stellen, und mit
 „Hohn zu strafen diesen Mangel, der
 „dich ärgert: hilf ihm ab durch Gabe!
 „Durch Gabe wirfst du dich als den, der
 „mehr hat, zeigen, und dem Mangelnden
 „beweisen.“

„Wahrheit ist Klarheit, und bezieht
 „sich überall auf Wirklichkeit, auf Facta.
 „Wie es unmöglich ist, daß einem Blin-
 „den, so lange er blind ist, durch irgend
 „eine Kunst Gegenstände sichtbar wer-
 „den: so ist es ebenfalls unmöglich, daß
 „ein Sehender beym Lichte sie nicht
 „wahrnehme, und von selbst unterschei-
 „de. Aber wir fordern vom Irrthume,
 „als wenn er die Wahrheit wäre, daß
 „er sich selbst sehe, sich selbst erkenne;
 „und wir fürchten uns, als ob er auch
 „stark

„stark wäre, wie die Wahrheit. Kann
 „wohl Finsterniß in das Licht dringen,
 „und ihm seine Strahlen löschen? In die
 „Finsterniß hingegen dringt das Licht,
 „und macht sie offenbahr, indem es sie
 „zum Theil erleuchtet. Und wie allein
 „durch die Sonne Tag wird, so wird
 „auch allein durch Untergang der Son-
 „ne Nacht.

„Zwar kann ein jeder seine eigene
 „enge Wohnung, auch um Mittag, wie
 „die Nacht so dunkel machen. In sein
 „enges Dunkel kann er dann auch wie-
 „der Helle bringen: aber keine Helle
 „wie vom Himmel. Die gebrechliche
 „Flamme wird ein Zufall, wird vielleicht
 „die Hand, die ihrer pflegen wollte, töd-
 „ten. Und wenn sie auch vergänglich
 „fortdauert, macht sie in die Länge doch
 „gewiß das Auge krank.

„Wo

„Wo sich ein fauler Boden über wei-
 „te Gegenden erstreckt, da wehren die
 „aufsteigenden trägen und kalten Dünste,
 „der Sonne; so daß nun der Boden im-
 „mer schlechter, und des trüben giftigen
 „Gewölkes immer mehr wird. Künstli-
 „ches Feuer, schweres Geschoss mögen
 „dieses Gewölke diesen Nebel wol an dieser
 „oder jener Stelle, und auf kurze Zeit
 „zertheilen, ihre Form verwandeln: nicht
 „sie aus dem Wege schaffen, sie vertil-
 „gen. Geht aber eine Verbesserung des
 „Bodens vor sich, dann verschwinden sie
 „von selbst.“ — —

Spinosens Begriffe von *Religion*, wie
 er sie an verschiedenen Orten äusserte,
 scheinen sich geradezu zu widersprechen,
 und sind daher dem ersten Anscheine nach
 etwas schwer zu bestimmen. Allein die-
 se Schwierigkeit fällt grösstentheils weg,
 wenn man die verschiedenen Rücksichten,

worin er dieß Wort gebrauchte, vor Augen hat: er machte nämlich einen großen Unterschied zwischen der *innern Religion des Herzens* und der *äusfern*, welche er auch *Religionsübung* nennt. An der *innern*, oder wie er sie erklärt, *an den Mitteln*, wodurch das Herz geneigt gemacht wird, Gott mit *Aufrichtigkeit* zu verehren, hat jeder ein gleiches, unübertragbares Recht: die *äusfere Religion* aber, läßt er als etwas *Zufälliges* lediglich von der Bestimmung des Staates (wie jede andere politische Einrichtung) abhängen, und erst durch die höchste Macht im Staate die Kraft eines *Rechts* erlangen. Daraus fließt nun sehr natürlich, daß er von einer Seite dem Staate das größte Recht zur Bestimmung der Religion einräumen, und von der andern die Freyheit des menschlichen Geistes, das Recht eines jeden über alles frey denken und seine Meynungen öffentlich behaupten zu dürfen

fen, mit dem größten Eifer vertheidigen konnte: *erstes* geschah von den äusserlichen Einrichtungen und Gebräuchen, *dieses* von der Religion des Herzens oder der eigentlichen Gottesverehrung. Dießes Raisonnement gründet sich, wie ich glaube, auf seine Begriffe vom Natur- und Staatsrecht, welche ich ihn hier kürzlich selbst will entwickeln lassen. *)

„Die Macht der natürlichen Dinge, wodurch sie sind und erhalten werden, ist nichts als Gottes ewige Macht selbst. Weil nun Gott ein Recht auf alles hat und dieß nichts anders ist als die Kraft oder Macht Gottes in so ferne sie als schlechterdings frey betrachtet wird: so folget, daß die Kraft jeder natürlichen Sache, vermöge welcher sie existirt und wirkt, keine andere ist als Gottes

C 2

Macht

*) S. den Tract. Politicus an verschiedenen Orten.

Macht selbst, die ganz frey ist. Das *Recht der Natur* ist demnach das Gesetz oder die Vorschrift der Natur selbst, nach welchem alles geschieht, das ist, die *Macht der Natur*. — Es erstreckt sich aber das Recht der *ganzen* Natur, also auch das Recht eines jeden Individuums so weit, als die Macht desselben reicht; folglich thut auch jeder Mensch alles, was er nach den Gesetzen seiner Natur thut, mit dem größten natürlichen Rechte, und er hat so viel *Recht* auf die Natur als er *Macht* besitzt. Wäre es nun mit der menschlichen Natur so beschaffen, daß die Menschen blos nach der Vorschrift der Vernunft lebten und nach nichts anders trachteten: so würde das Recht der Natur, in so fern man es als dem menschliche Geschlechter allein eigen betrachtete, lediglich durch die Macht der Natur bestimmt werden. Da aber die Menschen mehr durch blinde Begierde als durch Ver-

Ver-

Vernunft geleitet werden: so muß auch die natürliche Macht oder das natürliche Recht des Menschen nicht durch die Vernunft, sondern durch jede Begierde, die ihn zu handeln antreibt und wodurch er sich zu erhalten sucht, bestimmt werden. Freylich kann man von den Begierden, die nicht aus der Vernunft entspringen, eher sagen, daß die Menschen durch sie leiden, (d. i. daß sie Leidenschaften sind) als handeln. Allein da hier von der allgemeinen Macht oder dem Rechte der Natur gehandelt werden soll: so läßt sich auch kein Unterschied zwischen Begierden, die aus der Vernunft entspringen, und denen andere Ursachen zu Grunde liegen, machen: sie sind beyde Wirkungen der Natur und enthüllen beyde die natürlichen Kräfte, durch welche der Mensch in seinem Wesen zu beharren strebt. Indessen ist dieß Recht, so weit ausgedehnt es auch zu seyn scheint, doch

eigentlich mehr ein Hirngespinnst als etwas Wirkliches, denn wenn *jeder* seine ganze Macht ausüben darf! so kann es eigentlich *keiner*: weil die Macht *eines jeden* Menschen durch die Macht *aller*, welche gleiche Rechte haben, beschränket wird; es ist keine Sicherheit dabey sie zu erhalten, und jeder muß in beständiger Furcht leben, alles zu verlihren. Die Menschen können auch kaum ohne Hülfe weder ihr Leben erhalten noch ihren Verstand verbessern; das Recht der Natur, welches dem Menschen eigen ist, ist also kaum in einem andren Falle denkbar, als da, wo die Menschen gemeinschaftliche Rechte haben. Je mächtiger sie aber durch ihre Vereinigung zusammen werden, und je grössere Rechte sie erlangen, desto schwächer wird jedes Individuum für sich, d. h. es behält auf die Natur weiter kein Recht, als das, was ihm das gemeinschaftliche Recht bewilliget,

get, was ihm übrigens durch gemeinschaftliche Uebereinstimmung anbefohlen wird, ist es zu thun verbunden, oder es kann mit Recht dazu gezwungen werden. Dieses Recht, welches durch die Macht der Menge bestimmt wird, pflegt *Regiment*, *Regierung* genannt zu werden, u. f. w. So wie Spinoza, also nur in der gesellschaftlichen oder bürgerlichen Verbindung dem Menschen ein eigentliches Recht einräumet: so konnte er sich auch eigentlich nur in einem Staate Sünde und Gehorsam, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit denken. Denn so wie in der Natur alles allgemein ist, was sie erlangen können: so wird in einem Staate durch das gemeinschaftliche Recht entschieden, was jedem besonders zu eigen seyn soll, und derjenige wird *gerecht* genannt, der den standhaften Willen besitzt, jedem das Seinige zu lassen; *ungerecht* hingegen, der das, was einem

andern gehöret, zu seinem Eigenthum zu machen strebt. Das Recht der Regierung ist also das Recht der Natur, welche nicht durch die Macht eines jeden, sondern durch die Macht der Menge, welche gleichsam eines Sinnes sind, bestimmt wird. Wenn der Staat nun jemanden das Recht und die Gewalt giebt nach seinem Willen zu leben: so begiebt er sich dadurch *seines* Rechts und trägt es auf *den* über, dem er diese Gewalt eingeräumt hat, — und jeder, der sich vorgesetzt hat, allen Befehlen des Staates zu gehorchen, es mag nun aus Furcht vor dessen Ueberlegenheit, oder aus Liebe zur Ruhe geschehen, der forget eigentlich doch bloß für *seinen* Nutzen und *seine* Sicherheit. Auch darf nicht jeder Bürger die Satzung des Staats interpretiren wollen, sonst würde er sein eigener Richter werden, einen Schein des Rechts für seine Handlungen gewinnen und also nach
 sei-

seinem eigenen Gefallen leben, welches absurd ist: er muß daher den Staat entscheiden lassen, was Recht und Unrecht, fromm oder gottlos sey, und muß seine Handlungen darnach einrichten, wenn er die Satzung selbst auch für ungerecht hält. Denn so lange Menschen von Leidenschaften und Begierden abhängen, können sie sich nicht selbst beherrschen, und es ist also gar nicht vernunftwidrig, wie es anfangs scheinen könnte, sein Urtheil ändern zu unterwerfen, weil der Frieden nur durch die Unverletzbarkeit der gemeinschaftlichen Rechte des Staates gesichert wird. Der Staat hat aber nur das Recht Handlungen zu fordern, die er uns durch Drohungen oder Belohnungen abgewinnen kann, denn weiter erstreckt sich seine Macht nicht, er kann also z. B. nicht verlangen, daß sich jemand seines Vermögens, zu urtheilen, begeben solle; denn durch welche Versprechungen oder

Drohungen könnte wol ein Mensch verleitet werden, zu glauben, daß das Ganze nicht grösser als sein Theil sey? etc.

Hier könnte nun die Frage aufgeworfen werden: ob der bürgerliche Zustand und Gehorsam der Unterthanen nicht die Religion aufhebe, wodurch wir Gott zu verehren verbunden sind. — Bey genauere Untersuchung verschwinden aber alle Zweifel. Denn die Seele gehöret, in so fern sie sich des Verstandes bedient, nicht unter das Recht der höchsten Gewalt, sondern ist eigenes Rechtes; es kann also auch die wahre Erkenntniß und Liebe Gottes, so wie die Liebe gegen den Nächsten, keiner andern Gewalt unterworfen werden. Erwägen wir nun noch überdies, daß die höchste Ausübung der Menschenliebe in der Erhaltung des Friedens und in der Wiederherstellung der Eintracht bestehe: so können wir nicht zweifeln,

feln , daß derjenige wirklich seine Pflicht erfülle , welcher dem andern so viel Hülfe leistet als die Rechte des Staates , das ist, Eintracht und Ruhe, erlauben. Was den äusfern Gottesdienst betrifft: so ist gewifs, daß derselbe zur wahren Erkenntnis und Liebe Gottes, (welche letztere aus der ersteren nothwendig fließt,) schlechterdings weder etwas beytragen, noch derselben schaden könne; und er kann nicht für so wichtig gehalten werden, daß um feinetwillen die öffentliche Ruhe und Eintracht gestöret zu werden verdienten. Uebrigens ist gewifs, daß ich durch das Recht der Natur, das ist, durch den göttlichen Willen mich nicht zum Rächer der Religion aufwerfen kann.

Es kann also ein jeder, er sey wo er wolle, Gott durch wahre Religion dienen, und auf sein Wohl bedacht seyn, welches die Pflicht des Privatmannes ist.

Ue-

Uebrigens ist die Sorge für die Fortpflanzung der Religion, Gott oder den höchsten Mächten überlassen, denen es allein obliegt, für die Religion zu sorgen. So weit aus seiner Politik. — Es liesen sich auch viele Stellen aus seinem Tractatus theologico-politicus hieher ziehen, welche Bezug hierauf haben und die Sache in noch helleres Licht setzen könnten. In diesem Werke geht er aber eigentlich nicht auf die ersten Principien zur Untersuchung der geoffenbarten Religion zurück; sondern nimmt sie so, wie sie in der Schrift vorgetragen werden, für richtig an; untersucht blos das *wie, wann, warum* u. s. f. in so weit als selbst der Rechtgläubigste ihm folgen und beystimmen kann. *) Wir würden uns also sehr irren, wenn wir diesen Tractat für die Norm

*) So sagte er, z. B. selbst bey Gelegenheit von Prophezeihungen: wir haben nicht nöthig den Grund der prophetischen Erkenntniß zu wissen; denn
mei-

Norm annahmen, nach welcher sich *seine* Religionsbegriffe bestimmen liesfen.

Da aus dem eben Angeführten erhellet, daß er dem Staate allein die Bestimmung der äusfern Religion übertrug: so wird sich auch niemand wundern, wenn er in diesem Werke ganz als Christ spricht, obgleich seine Ideen von Christus gewifs nicht die orthodoxesten waren. Er gestehet auch, daß er von dem, was einige Kirchen von Christus lehren, nichts begreife, sondern sich an dem halte, was in der Schrift von ihm behauptet würde. Desto schöner und wärmer spricht er aber von der Religion des Herzens: ich will mich

meine Absicht ist blos die Beweisstellen der heiligen Schrift zu untersuchen, um aus ihnen, gleichsam als aus Thatfachen der Natur, unsere Folgerungen herzuleiten; *um die Gründe der Beweisstellen selbst brauchen wir uns nicht zu bekümmern.*

mich wieder, so gut ich kann, seiner eigenen Worte bedienen, um nichts von der ihm eigenen Simplicität, Klarheit, Bestimmtheit und Wärme des Ausdrucks zu verliehren. Unter dem *göttlichen Gesetze* verstehe ich die Lebensweise, die nur auf das *höchste Gut*, d. i. auf die *wahre Erkenntniß* und *Liebe Gottes* abzweckt. Es liegt auch schon in der Natur des höchsten Gutes, daß dieses Gesetz *göttlich* genannt zu werden verdient, wie aus folgendem deutlich erhellen wird. Die Seele oder der Verstand ist der bessere Theil unfres Wesens: wir müssen uns also bestreben, denselben nach allen unfren Kräften zu vervollkommen oder die richtigste Erkenntniß zu erlangen. — Ohne Gott kann nichts seyn, noch gedacht werden, und wir können so lange an allem zweifeln, bis wir klare und deutliche Begriffe von Gott haben, daher hängt auch unfre sicherste Ueberzeugung

von

von der Erkenntniß Gottes ab, und folglich hängt auch unser höchstes Gut und unsre Vollkommenheit lediglich von dieser Erkenntniß ab. — Ferner, alles, was in der Natur ist, muß, so weit sein Wesen und seine Vollkommenheit es zulassen, den Begriff von Gott involviren und ausdrücken: wir erlangen daher eine desto grössere und vollkommene Erkenntniß Gottes, je grösser unsre Erkenntniß der natürlichen Dinge ist. Unsre ganze Erkenntniß, d. i. unser höchstes Gut *hängt* also nicht allein von der Erkenntniß Gottes *ab*, sondern *besteht* einzig und allein *darin*. Hieraus folgt auch noch, daß des Menschen Vollkommenheit sich nach der Vollkommenheit der Sache richte, die er vorzugsweise liebt, und daß also derjenige nothwendig der Vollkommenste sey und am meisten Theil an der höchsten Glückseligkeit nehme, welcher die intellektuelle Erkennt-

niß

nifs Gottes (als des vollkommensten Wesens) über alles liebt und sein größtes Vergnügen darin findet. Die Erkenntnifs und Liebe Gottes ist also der Mittelpunkt, in welchen unsere höchste Glückseligkeit zurückfällt. — Die Mittel, welche dieser Zweck aller menschlichen Handlungen (nämlich Gott selbst in so ferne seine Idee in uns ist) erfordert, können *Befehle Gottes* genannt werden, weil sie uns von Gott selbst, sofern er in unsrer Seele existirt, vorgeschrieben werden; und die Lebensweise, welche zu diesem Zwecke führt, wird mit Recht das göttliche Gesetz genannt. Derjenige allein hält auch nur das göttliche Gesetz, welcher sich bestrebt ohne Furcht und Nebenabsichten, als aus Liebe zum Vergnügen u. s. w. Gott mit reinem Herzen zu lieben, weil er weis, daß die Erkenntnifs und Liebe Gottes das höchste Gut sey.

Wer

Wer die Erfahrung selbst gemacht hat, daß Aufklärung, Denkfreyheit, Kampf gegen verjährte Vorurtheile u. f. w. Gegenstände sind, welche Behutsamkeit und eine gewisse angemessene Langsamkeit erfordern, um eine wohlthätige Reife zu erlangen, der wird sich freylich nicht wundern, daß Spinoza seine wahre Meynungen über manche Dinge entweder ganz zurückhielt, oder sie so vortrug, daß jeder sie den Begriffen, die er mitbrachte, gewissermaassen anpassen konnte, — daß er oft Worte beybehielt, die schon eine große Sanktion erhalten hatten und ihnen neue Begriffe unterschob. — Allein dieß Verfahren sicherte seine Ruhe doch keinesweges, er ward oft und scharf angegriffen. Christliche Theologen, zu deren Fahne er eigentlich nie geschworen hatte, nahmen es ihm sehr übel, daß er nicht gleiche Begriffe von Wundern mit ihnen hegte, daß er öffentlich be-

D

haup-

hauptete, die Offenbarung stütze sich nicht sowohl auf sie, als auf die Weisheit ihrer Lehren, und daß er sich die Gottheit Christi nicht besser als einen viereckigen Zirkel denken konnte.*)

Es ist indessen immer sehr interessant bey solchen Gelegenheiten zu beobachten, wie beynahe jedes Jahrzehend, seine, ihm allein eigene, religiöse sowohl als andere Steckenpferde hat, die es nicht allein ungestört reiten will; — sondern was eigentlich das Schlimmste ist, auf die man mit aufsitzen muß, wenn man sich nicht ad maiorem Dei gloriam um Ruhe und Leben will bringen lassen.

In

*) Admiracula quod attinet, mihi contra persuasum est, diuinae reuelationis certitudinem sola doctrinae sapientia, non autem miraculis, hoc est ignorantia adstrui posse. Opp. posth. p. 449. ---
Est mihi, si quis mihi diceret quod circulus naturam quadrati induerit.

In neuern Zeiten z. B. wurde so viel gegen Wunder gesagt und geschrieben, daß ihre Verfechter nicht mehr im Stande waren allen Einwürfen zu begegnen. — Biedere und aufgeklärte Theologen sahen ein, daß sich durch Demonstrationen nichts gewinnen ließe, — sie untersuchten daher ohne Vorurtheil, ob die Offenbarung sich so sehr auf Wunder stütze, daß sie mit ihnen stehen und fallen müsse, und ihr Resultat kam dem spinosischen sehr gleich: *Man könne viel, sagen sie, gegen die Wunder einwenden, — man könne sie ganz verwerfen, und dennoch stehe die Religion, ohne fremden Grund, auf sich selbst gestützt, fest genug.* Statt zu verlihren, gewann diese augenscheinlich bey dieser Untersuchung, indem es nun eine Seite weniger giebt, von der sie angegriffen werden kann.

In einigen freundschaftlichen Briefen an Oldenburg erklärt sich Spinosa etwas

deutlicher über diese und andere theolo-
 gischen Sätze. „Sie scheinen,“ schreibt
 ihm dieser, „eine allgemeine Fatalität
 „zu behaupten, wodurch Moral und gute
 „Sitten untergraben werden: denn was
 „uns zwingt, — das entschuldigt uns
 „zugleich. Durch ihre Lehren werden
 „daher Belohnungen und Strafen unnütz
 „gemacht. — — Wie können Sie fer-
 „ner *Wunder* und *Unwissenheit* gleichbe-
 „deutende Worte nennen, da es doch
 „wirklich Wunder giebt, welche alle
 „Kräfte erschaffener Naturen zu überstei-
 „gen scheinen u. s. w.“ Spinoza ant-
 wortet nun in seinem gewöhnlichen To-
 ne: „Ich unterwerfe Gott keinesweges
 „dem Fatum, vielmehr bin ich sehr über-
 „zeugt, daß alles aus unveränderlicher
 „Nothwendigkeit der Natur Gottes fliesse;
 „so wie jeder Andere einsieht, es erfol-
 „ge nothwendig aus der Natur Got-
 „tes, daß er sich selbst begreife, ohne
 „daß

„daß er dazu durch ein Fatum gezwun-
 „gen werde, sondern daß es auf eine
 „freye, wenn gleich nothwendige Wei-
 „se geschehe. Ferner hebt auch die un-
 „vermeidliche Nothwendigkeit der Dinge
 „weder die göttlichen noch menschlichen
 „Rechte auf: die Vorschriften der Moral
 „bleiben immer göttlich und heilsam, sie
 „mögen von Gott die Form eines Gese-
 „tzes erhalten oder nicht. Das Gute,
 „welches aus der Liebe zu Gott entsprin-
 „get, wir mögen es von Gott, als Rich-
 „ter, erhalten, oder es mag aus der
 „Nothwendigkeit der göttlichen Natur
 „fließen, bleibt immer gleich wünschens-
 „werth; und so umgekehrt mit dem Bö-
 „sen, welches aus den schlechten Nei-
 „gungen und Handlungen erfolgt; es
 „ist um nichts desto weniger zu fürch-
 „ten, wenn es auch nothwendig aus ih-
 „nen erfolgt. Kurz die Nothwendigkeit
 „oder der Zufall mag unfre Handlungen

„bestimmen, wir werden immer gleich
 „stark durch Furcht und Hoffnung gelei-
 „tet. — — Die Menschen sind vor Gott
 „um nichts mehr dadurch zu entschuldi-
 „gen, weil sie in seiner Hand sind, als
 „der Thon in der Hand des Töpfers, —
 „er formt aus derselben Masse Gefäße
 „zur Zierde und zum schmutzigsten Ge-
 „brauche.

„*Wunder* und *Unwissenheit* halte ich
 „deswegen für gleichbedeutende Worte,
 „weil diejenigen, welche das Daseyn
 „Gottes und die Wahrheit der Religion
 „auf Wunder gründen, eine dunkle Sa-
 „che, durch eine noch weit dunkelere,
 „die sie gar nicht verstehen, erläutern
 „wollen. — — — Ich erkenne übrigens
 „mit Ihnen die Schwäche des menschli-
 „chen Verstandes, glaube aber, Sie hin-
 „wiederum fragen zu dürfen, ob wir
 „Menschen so viel Kenntniß der Natur
 „be-

„besitzen um genau bestimmen zu können, wie weit sich ihre Kraft erstrecke und wer sie übersteige? Da dieß niemand ohne Eigendünkel behaupten kann; so lassen sich auch die Wunder, so viel als möglich, durch natürliche Ursachen erklären, — was wir aber weder erklären, noch als absurd verwerfen können, von dem müssen wir unser Urtheil zurückhalten, und die Religion blos auf die Lehren der Weisheit gründen.“

Oldenburg fährt in seinen Einwürfen fort, und behauptet die Menschen wären allerdings zu entschuldigen, wenn man ein Fatum annähme, und Spinosens eigene Erklärung: *die Menschen sind in Gottes Hand, wie der Thon in der Hand des Töpfers*, müsse am meisten zu ihrer Entschuldigung dienen. Endlich ermahnet er ihn noch, die Wunder wörtlich, so wie sie von den Evangelisten beschrieben

werden, zu glauben. — Hier ist keine Antwort: wenn ich behaupte, daß wir eben so wie der Thon des Töpfers zu entschuldigen sind; so ist meine Meynung diese: niemand darf dem Schöpfer einen Vorwurf machen, daß er ihm eine schwache Natur oder einen unvernünftigen Geist zugetheilt habe. So wenig der Zirkel sich beklagen darf, daß Gott ihm nicht die Eigenschaften einer Kugel, oder ein vom Stein gequältes Kind, daß Gott ihm einen ungesunden Körper zu Theil werden liefs: so wenig kann sich auch ein Mensch von schwachen Geisteskräften darüber beschweren, daß Gott ihm Stärke, wahre Erkenntniß und Liebe Gottes verweigerte und ihm eine so schwache Natur gab, daß er seine Begierden weder bezwingen noch mäßigen kann. Denn zu der Natur eines jeden Dinges gehöret weiter nichts, als was aus seiner Ursache nothwendig folget. Daß es aber
nicht

nicht zu der Natur eines jeden Menschen gehöre von starker Seele zu seyn, und dafs es eben so wenig in unsrer Macht stehe, einen gefunden Körper als eine gesunde Seele zu haben, wird niemand leugnen, der sich nicht ganz gegen alle Erfahrung und gesunde Vernunft auflehnt. Sie wenden dagegen ein: wenn die Menschen nothwendigerweise sündigen; so sind sie zu entschuldigen. — Gut! welche Folgerung wollen Sie hieraus ziehen? Meynen Sie, Gott könne deswegen nicht gegen sie zürnen und sie wären der Seligkeit, d. h. der Erkenntniß und Liebe Gottes, würdig? — Das erstere, Gott könne nicht gegen sie zürnen, gebe ich Ihnen gerne zu, Gott zürnet nicht, aber alles geschieht nach seinem Ausspruche, — darin kann ich Ihnen aber nicht beypflichten, dafs alle zur Seligkeit gelangen müssen. Die Menschen können nämlich zu entschuldigen seyn, und doch

Uebrigens ist die Sorge für die Fortpflanzung der Religion, Gott oder den höchsten Mächten überlassen, denen es allein obliegt, für die Religion zu sorgen. So weit aus seiner Politik. — Es liesen sich auch viele Stellen aus seinem Tractatus theologico-politicus hieher ziehen, welche Bezug hierauf haben und die Sache in noch helleres Licht setzen könnten. In diesem Werke geht er aber eigentlich nicht auf die ersten Principien zur Untersuchung der geoffenbarten Religion zurück; sondern nimmt sie so, wie sie in der Schrift vorgetragen werden, für richtig an; untersucht blos das *wie, wann, warum* u. f. f. in so weit als selbst der Rechtgläubigste ihm folgen und beystimmen kann.*) Wir würden uns also sehr irren, wenn wir diesen Tractat für die Norm

*) So sagte er, z. B. selbst bey Gelegenheit von Prophezeihungen: wir haben nicht nöthig den Grund der prophetischen Erkenntniß zu wissen; denn
mei-

Norm annähmen, nach welcher sich *seine* Religionsbegriffe bestimmen liesfen.

Da aus dem eben Angeführten erhellet, daß er dem Staate allein die Bestimmung der äusfern Religion übertrug: so wird sich auch niemand wundern, wenn er in diesem Werke ganz als Christ spricht, obgleich seine Ideen von Christus gewifs nicht die orthodoxesten waren. Er gestehet auch, daß er von dem, was einige Kirchen von Christus lehren, nichts begreife, sondern sich an dem halte, was in der Schrift von ihm behauptet würde. Desto schöner und wärmer spricht er aber von der Religion des Herzens: ich will mich

meine Absicht ist blos die Beweisstellen der heiligen Schrift zu untersuchen, um aus ihnen, gleichsam als aus Thatfachen der Natur, unsere Folgerungen herzuleiten; *um die Gründe der Beweisstellen selbst brauchen wir uns nicht zu bekümmern.*

mich wieder, so gut ich kann, seiner eigenen Worte bedienen, um nichts von der ihm eigenen Simplicität, Klarheit, Bestimmtheit und Wärme des Ausdrucks zu verliehren. Unter dem *göttlichen Gesetze* verstehe ich die Lebensweise, die nur auf das *höchste Gut*, d. i. auf die *wahre Erkenntniß* und *Liebe Gottes* abzweckt. Es liegt auch schon in der Natur des höchsten Gutes, daß dieses Gesetz *göttlich* genannt zu werden verdient, wie aus folgendem deutlich erhellen wird. Die Seele oder der Verstand ist der bessere Theil unfres Wesens: wir müssen uns also bestreben, denselben nach allen unfren Kräften zu vervollkommen oder die richtigste Erkenntniß zu erlangen. — Ohne Gott kann nichts seyn, noch gedacht werden, und wir können so lange an allem zweifeln, bis wir klare und deutliche Begriffe von Gott haben, daher hängt auch unfre sicherste Ueberzeugung

von

von der Erkenntniß Gottes ab, und folglich hängt auch unser höchstes Gut und unsere Vollkommenheit lediglich von dieser Erkenntniß ab. — Ferner, alles, was in der Natur ist, muß, so weit sein Wesen und seine Vollkommenheit es zulassen, den Begriff von Gott involviren und ausdrücken: wir erlangen daher eine desto grössere und vollkommene Erkenntniß Gottes, je grösser unsere Erkenntniß der natürlichen Dinge ist. Unsere ganze Erkenntniß, d. i. unser höchstes Gut *hängt* also nicht allein von der Erkenntniß Gottes *ab*, sondern *besteht* einzig und allein *darin*. Hieraus folgt auch noch, daß des Menschen Vollkommenheit sich nach der Vollkommenheit der Sache richte, die er vorzugsweise liebt, und daß also derjenige nothwendig der Vollkommenste sey und am meisten Theil an der höchsten Glückseligkeit nehme, welcher die intellektuelle Erkennt-

niß

nifs Gottes (als des vollkommensten Wesens) über alles liebt und sein größtes Vergnügen darin findet. Die Erkenntnifs und Liebe Gottes ist also der Mittelpunkt, in welchen unsere höchste Glückseligkeit zurückfällt. — Die Mittel, welche dieser Zweck aller menschlichen Handlungen (nämlich Gott selbst in so ferne seine Idee in uns ist) erfordert, können *Befehle Gottes* genannt werden, weil sie uns von Gott selbst, sofern er in unsrer Seele existirt, vorgeschrieben werden; und die Lebensweise, welche zu diesem Zwecke führt, wird mit Recht das göttliche Gesetz genannt. Derjenige allein hält auch nur das göttliche Gesetz, welcher sich bestrebt ohne Furcht und Nebenabsichten, als aus Liebe zum Vergnügen u. s. w. Gott mit reinem Herzen zu lieben, weil er weis, dafs die Erkenntnifs und Liebe Gottes das höchste Gut sey.

Wer

Wer die Erfahrung selbst gemacht hat, daß Aufklärung, Denkfreyheit, Kampf gegen verjährte Vorurtheile u. s. w. Gegenstände sind, welche Behutsamkeit und eine gewisse angemessene Langsamkeit erfordern, um eine wohlthätige Reife zu erlangen, der wird sich freylich nicht wundern, daß Spinosa seine wahre Meynungen über manche Dinge entweder ganz zurückhielt, oder sie so vortrug, daß jeder sie den Begriffen, die er mitbrachte, gewissermaassen anpassen konnte, — daß er oft Worte beybehielt, die schon eine große Sanktion erhalten hatten und ihnen neue Begriffe unterschob. — Allein dieß Verfahren sicherte seine Ruhe doch keinesweges, er ward oft und scharf angegriffen. Christliche Theologen, zu deren Fahne er eigentlich nie geschworen hatte, nahmen es ihm sehr übel, daß er nicht gleiche Begriffe von Wundern mit ihnen hegte, daß er öffentlich behauptete

D

haupt-

hauptete, die Offenbarung stütze sich nicht sowohl auf sie, als auf die Weisheit ihrer Lehren, und dafs er sich die Gottheit Christi nicht besser als einen viereckigen Zirkel denken konnte.*)

Es ist indessen immer sehr interessant bey solchen Gelegenheiten zu beobachten, wie beynahe jedes Jahrzehend, seine, ihm allein eigene, religiöse sowohl als andere Steckenpferde hat, die es nicht allein ungestört reiten will; — sondern was eigentlich das Schlimmste ist, auf die man mit aufsitzen mufs, wenn man sich nicht ad maiorem Dei gloriam um Ruhe und Leben will bringen lassen.

In

*) Admiracula quod attinet, mihi contra persuasum est, diuinae reuelationis certitudinem sola doctrinae sapientia, non autem miraculis, hoc est ignorantia adstrui posse. Opp. posth. p. 449. ---
Est mihi, si quis mihi diceret quod circulus naturam quadrati induerit.

In neuern Zeiten z. B. wurde so viel gegen Wunder gesagt und geschrieben, daß ihre Verfechter nicht mehr im Stande waren allen Einwürfen zu begegnen. — Biedere und aufgeklärte Theologen sahen ein, daß sich durch Demonstrationen nichts gewinnen liefs, — sie untersuchten daher ohne Vorurtheil, ob die Offenbarung sich so sehr auf Wunder stütze, daß sie mit ihnen stehen und fallen müsse, und ihr Resultat kam dem spinosischen sehr gleich: *Man könne viel, sagen sie, gegen die Wunder einwenden, — man könne sie ganz verwerfen, und dennoch stehe die Religion, ohne fremden Grund, auf sich selbst gestützt, fest genug.* Statt zu verliehren, gewann diese augenscheinlich bey dieser Untersuchung, indem es nun eine Seite weniger giebt, von der sie angegriffen werden kann.

In einigen freundschaftlichen Briefen an Oldenburg erklärt sich Spinoza etwas

deutlicher über diese und andere theolo-
 gischen Sätze. „Sie scheinen,“ schreibt
 ihm dieser, „eine allgemeine Fatalität
 „zu behaupten, wodurch Moral und gute
 „Sitten untergraben werden: denn was
 „uns zwingt, — das entschuldigt uns
 „zugleich. Durch ihre Lehren werden
 „daher Belohnungen und Strafen unnütz
 „gemacht. — — Wie können Sie fer-
 „ner *Wunder* und *Unwissenheit* gleichbe-
 „deutende Worte nennen, da es doch
 „wirklich Wunder giebt, welche alle
 „Kräfte erschaffener Naturen zu überstei-
 „gen scheinen u. f. w.“ Spinoza ant-
 wortet nun in seinem gewöhnlichen To-
 ne: „Ich unterwerfe Gott keinesweges
 „dem Fatum, vielmehr bin ich sehr über-
 „zeugt, daß alles aus unveränderlicher
 „Nothwendigkeit der Natur Gottes fliesse;
 „so wie jeder Andere einfieht, es erfol-
 „ge nothwendig aus der Natur Got-
 „tes, daß er sich selbst begreife, ohne
 „daß

„daß er dazu durch ein Fatum gezwun-
 „gen werde, sondern daß es auf eine
 „freye, wenn gleich nothwendige Wei-
 „ße geschehe. Ferner hebt auch die un-
 „vermeidliche Nothwendigkeit der Dinge
 „weder die göttlichen noch menschlichen
 „Rechte auf: die Vorschriften der Moral
 „bleiben immer göttlich und heilsam, sie
 „mögen von Gott die Form eines Gese-
 „tzes erhalten oder nicht. Das Gute,
 „welches aus der Liebe zu Gott entsprin-
 „get, wir mögen es von Gott, als Rich-
 „ter, erhalten, oder es mag aus der
 „Nothwendigkeit der göttlichen Natur
 „fließen, bleibt immer gleich wünschens-
 „werth; und so umgekehrt mit dem Bö-
 „sen, welches aus den schlechten Nei-
 „gungen und Handlungen erfolgt; es
 „ist um nichts desto weniger zu fürch-
 „ten, wenn es auch nothwendig aus ih-
 „nen erfolgt. Kurz die Nothwendigkeit
 „oder der Zufall mag unsre Handlungen

„bestimmen, wir werden immer gleich
 „stark durch Furcht und Hoffnung gelei-
 „tet. — — Die Menschen sind vor Gott
 „um nichts mehr dadurch zu entschuldi-
 „gen, weil sie in seiner Hand sind, als
 „der Thon in der Hand des Töpfers, —
 „er formt aus derselben Masse Gefäße
 „zur Zierde und zum schmutzigsten Ge-
 „brauche.

„*Wunder* und *Unwissenheit* halte ich
 „deswegen für gleichbedeutende Worte,
 „weil diejenigen, welche das Daseyn
 „Gottes und die Wahrheit der Religion
 „auf Wunder gründen, eine dunkle Sa-
 „che, durch eine noch weit dunkelere,
 „die sie gar nicht verstehen, erläutern
 „wollen. — — — Ich erkenne übrigens
 „mit Ihnen die Schwäche des menschli-
 „chen Verstandes, glaube aber, Sie hin-
 „wiederum fragen zu dürfen, ob wir
 „Menschen so viel Kenntniß der Natur
 „be-

„besitzen um genau bestimmen zu können, wie weit sich ihre Kraft erstrecke, und wer sie übersteige? Da dieß niemand ohne Eigendünkel behaupten kann; so lassen sich auch die Wunder, so viel als möglich, durch natürliche Ursachen erklären, — was wir aber weder erklären, noch als absurd verwerfen können, von dem müssen wir unser Urtheil zurückhalten, und die Religion blos auf die Lehren der Weisheit gründen.“

Oldenburg fährt in seinen Einwü-
fen fort, und behauptet die Menschen
wären allerdings zu entschuldigen, wenn
man ein Fatum annähme, und Spinofens
eigene Erklärung: *die Menschen sind in
Gottes Hand, wie der Thon in der Hand
des Töpfers*, müsse am meisten zu ihrer
Entschuldigung dienen. Endlich ermah-
net er ihn noch, die Wunder wörtlich, so
wie sie von den Evangelisten beschrieben

werden, zu glauben. — Hier ist seine Antwort: wenn ich behaupte, daß wir eben so wie der Thon des Töpfers zu entschuldigen sind; so ist meine Meynung diese: niemand darf dem Schöpfer einen Vorwurf machen, daß er ihm eine schwache Natur oder einen unvernünftigen Geist zugetheilt habe. So wenig der Zirkel sich beklagen darf, daß Gott ihm nicht die Eigenschaften einer Kugel, oder ein vom Stein gequältes Kind, daß Gott ihm einen ungesunden Körper zu Theil werden liefs: so wenig kann sich auch ein Mensch von schwachen Geisteskräften darüber beschweren, daß Gott ihm Stärke, wahre Erkenntniß und Liebe Gottes verweigerte und ihm eine so schwache Natur gab, daß er seine Begierden weder bezwingen noch mäßigen kann. Denn zu der Natur eines jeden Dinges gehöret weiter nichts, als was aus seiner Ursache nothwendig folget. Daß es aber
nicht

nicht zu der Natur eines jeden Menschen gehöre von starker Seele zu seyn, und daß es eben so wenig in unsrer Macht stehe, einen gefunden Körper als eine gesunde Seele zu haben, wird niemand leugnen, der sich nicht ganz gegen alle Erfahrung und gesunde Vernunft auflehnt. Sie wenden dagegen ein: wenn die Menschen nothwendigerweise sündigen; so sind sie zu entschuldigen. — Gut! welche Folgerung wollen Sie hieraus ziehen? Meynen Sie, Gott könne deswegen nicht gegen sie zürnen und sie wären der Seligkeit, d. h. der Erkenntniß und Liebe Gottes, würdig? — Das erstere, Gott könne nicht gegen sie zürnen, gebe ich Ihnen gerne zu, Gott zürnet nicht, aber alles geschiehet nach seinem Ausspruche, — darin kann ich Ihnen aber nicht beypflichten, daß alle zur Seligkeit gelangen müssen. Die Menschen können nämlich zu entschuldigen seyn, und doch

der Seligkeit entbehren müssen und auf mancherley Weise gedrückt werden. — Ein Pferd ist sehr zu entschuldigen, daß es ein Pferd und kein Mensch ist. — Wer durch den Biß eines tollen Hundes wütend geworden ist, ist sehr zu entschuldigen, und wird doch mit Recht erstickt; und wer endlich seine Begierden nicht beherrschen kann, ist seiner Schwäche wegen wohl zu entschuldigen, er kann aber doch weder Ruhe des Gemüthes noch Erkenntniß und Liebe Gottes erlangen und ist nothwendiger Weise verlohren.“

Ewig schade und beklagenswerth ist es, daß der große Leibnitz sich in keine philosophische Correspondenz mit Spinozen einliefs, oder daß dieser nicht unser gegenwärtiges Decennium erlebt hat: er würde Männer neben sich haben, die besser als Oldenburg und Blyenbergh in die Tiefe seines Lehrgebäudes schauen könn-

könnten, und die mit unendlich mehr Kraft seine Grundpfeiler erschüttern würden, bis sie sich von ihrer Festigkeit überführt, oder sie weggerissen und das ganze Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt hätten. Spinoza mußte mit *Männern* kämpfen, die zu überwinden rühmlich, und unter denen zu fallen nicht schimpflich war. Das Schicksal wollte es anders.

Er wollte es nie an sich kommen lassen, daß er keine Religion hätte; sein Freund meldet ihm, daß ihm dieser Vorwurf von jemand gemacht werde, worauf er folgendermassen antwortet: (*opera posth. p. 554.*) „*verwirft der alle Religion, welcher behauptet, man müsse Gott als das höchste Gut erkennen und ihn als solches mit freyer Seele lieben?* „*Dass nur hierin unsre höchste Glückseligkeit und höchste Freyheit bestehe?* Dass „*der*

„der Lohn der Tugend, die Tugend selbst,
 „und die Strafe des Lasters, das Laster
 „sey? Und endlich, daß jeder seinen Näch-
 „sten lieben und den Befehlen der obersten
 „Macht gehorchen müsse? — Diefs ha-
 „be ich aber alles, nicht bloß ausdrück-
 „lich gesagt, sondern aus unumstößli-
 „chen Gründen zu erweisen gesucht. Ich
 „glaube aber deutlich einsehen zu kön-
 „nen, woran es bey jenem Manne liegt.
 „Er findet nämlich weder in der Tugend,
 „noch in der Vernunft etwas, was ihm
 „erfreuet, und möchte sich lieber dem
 „Hange seiner Leidenschaften überlassen,
 „wenn ihn das Einzige nicht hinderte, daß
 „er die Strafen fürchtet. Er enthält sich
 „also bloß auf eine sklavische Weise, wi-
 „der Willen, und mit schwankendem
 „Gemüthe von bösen Handlungen und
 „folgt den göttlichen Befehlen, wofür er
 „weit süßere Belohnungen, als ihm die
 „Liebe Gottes ist, erwartet. Je mehr
 „ihm

„ihm das Gute, was er thut, zuwider ist,
 „desto mehr hofft er von Gott dafür geehrt
 „und belohnt zu werden. Deswegen
 „glaubt er auch, daß alle diejenigen,
 „welche diese Furcht nicht zurückhält,
 „zügellos leben müssen, und von keiner
 „Religion etwas wissen können.“

Ich hoffe, daß wir durch das oben Erwähnte, wo er beynahe immer selbst das Wort geführt hat, mit seinem Geiste und seiner Denkungsart etwas vertrauter geworden sind, und nehme nun gerne den Faden der Geschichte wieder auf. Aus seiner Vaterstadt verdrängt, sich selbst überlassen, mußte er nun ernstlich auf Mittel denken, seine Existenz zu sichern. Er legte sich auf Zeichnen und Glaschleifen. In dem erstern machte er ohne alle Anweisung recht gute Fortschritte, doch keine solche, wodurch er sich in den Stand hätte setzen können, seinen Unterhalt da-

damit zu gewinnen, er betrachtete es daher bloß als ein Mittel zu seiner Erholung. Besuchte ihn ein interessanter Mann; so gelang es ihm sehr oft nach seiner Entfernung ein sehr ähnliches Bild mit Kohlen oder Tusche von ihm zu entwerfen. Kolerus erzählt, daß er ein ganzes Konvolut seiner Zeichnungen besitze, worunter sich viele sehr ähnliche von bekannten Personen befinden sollen. Unter andern führt er eine sehr merkwürdige Zeichnung an; sie stellet einen Fischer vor, er ist im bloßen Hemde und hält ein Netz über die rechte Schulter; der Stellung nach gleicht er völlig dem berühmten neapolitanischen Rebellen Masaniello, wie er in der Geschichte in Kupfer vorgestellt ist, und von Figur, (nach Aussage des van der Spyk) völlig dem Spinosa, so daß kein Zweifel übrig bleibe, er habe sich selbst gezeichnet, warum in einer solchen Stellung und mit dem

At-

Attribute des Masfanello, weis man nicht. Ich nehme diese Erzählung aus der französischen Ausgabe des Kolerus, die Holländische habe ich nicht erhalten können, Spinofens Bildniß soll ihr vorgefetzt seyn, ohne Zweifel ist es nach dieser Zeichnung gemacht. — Ich will indessen meinen Lesern dasjenige mittheilen, was mir von seiner Figur bekannt geworden ist. Er war von mittlerer Taille, hatte sehr proportionirte Gesichtszüge, eine bräunliche Haut, krauses, schwarzes Haar, und starke schwarze Augbraunen.*) Ein sehr schönes Kupfer vor der deutschen Ue-

*) Leibnitz, welcher ihn im Haag besuchte, schildert ihn im Otio Hannoverano p. 221. beynahe eben so: „Le fameux Juif Spinosa“, schreibt er, „avait un teint olivatre, et quelquechose d'Espagnol dans le visage, aussi etait-il originaire de ce païs, il etait Philosophe de profession, et menait une vie tranquille et privée, passant sa vie à polir des verres, à faire des Lunettes d'approches et des Microscopes.“

Uebersetzung von Wolfs Widerlegung der Ethik, kömmt dieser Schilderung völlig gleich. Es ist also wahrscheinlich eine Kopie von dem Kupfer vor Kolerus. In dem Bilde liegt etwas so interessantes, edles, ruhiges, heiteres, erhabenes, das ganz für ihn einnimmt und den leisen Wunsch rege macht: möchten doch alle Sittenlehrer *so* gebildet seyn, *so* handeln! Die sanfte Ruhe in ihrer Miene würde von dem Himmel zeugen, den sie sich in der Seele geschaffen, und ihr tadelloses praktisches Leben müßte jedem zum Muster dienen, und jeden zur Nachahmung reizen.

Im Glaschleifen hatte er es aber sehr weit gebracht, er konnte bey mäsiger Arbeit seinen Unterhalt bequem damit erwerben. Anfangs verfertigte er immer einen kleinen Vorrath von Gläsern und schickte sie seinen Freunden in der Stadt zu,

zu, welche sie für seine Rechnung verkauften. Sein Name ward aber bald so bekannt, daß man sich von allen Orten her an ihn wandte. Selbst sein hinterlassener Vorrath ward von Kennern aufgekauft und sehr theuer bezahlt.

Frey von Nahrungsorgen, entfernt von der Welt; ungestört von allen Konvenienzen; sicher vor dem tödtlichen Leib und Seele erschlaffenden Ennuy, welcher Männer von seinem Geiste, am öftersten und pikantesten in glänzenden Zirkeln, zu nagen pflegte; — den Augen herrschfüchtiger undultsamer Theologen entrückt, und ihren Zänkereyen nicht mehr ausgesetzt; nahm sein Geist täglich an Stärke und Heiterkeit zu. Seine Arbeit selbst war so glücklich gewählt, daß er sich bey einem Theil derselben der Mathematik praktisch bedienen mußte, und bey dem andern nur seine Hände zu

beschäftigen brauchte, wobey sein Geist freyes Feld zum Nachdenken behielt. Kein Wunder also, daß er in dieser ruhigen glücklichen Lage, seine Kenntnisse in der Naturlehre, Philosophie und Mathematik sehr erweiterte. Er unterhielt einen ziemlich weit ausgedehnten gelehrten Briefwechsel, wovon ein großer Theil nach seinem Tode herauskam, arbeitete seine *Principia Philosophiae cartesianae*, seine Ethik und seinen *Tractatus theologico-politicus* aus, und fing einige andere Werke an, die aber unvollendet geblieben sind.

In der Ethik stellte er sein philosophisches System dar, und im *Tractatus th. pol.* äusserte er seine Meynung über Bibel, Judenthum, Recht der höchsten Macht in geistlichen Dingen und Freyheit zu philosophiren; dieser Traktat ward noch bey seinen Lebzeiten mehreremahl gedruckt, in andre Sprachen übersetzt, und

und war eine Hauptquelle des Verdrusses für ihn.

Diesen Aufenthalt verwechselte er bald mit Voorburg, (einem Orte ohnweit dem Haag,) wo er ungefähr vier Jahre blieb, und endlich dieses, auf Zureden seiner Freunde, deren er viele aus allen Ständen hatte, wegen der besfern Luft, mit dem Haag, wo er bis zu seinem Ende blieb.

Zuerst miethete er sich bey einer Wittwe van Velden ein, wo er sich auch speisen liefs. Da er aber nur wenige Zeit dem eigentlichen Erwerb widmen und keine Unterstützung seiner Freunde annehmen wollte; so fand er diefs bald zu kostbar und zog zu einem gewissen *van der Spyk*, in dessen Hause er auch sein Leben beschlofs. Hier speiste er sich mit äusserst geringem Aufwande selbst, und begnügte sich die meiste Zeit

mit einer schlechten Suppe oder etwas Gemüse. Da seine Einnahme und Ausgabe sich immer gleich blieben; so sagte er oft zu seinem Wirth, daß er völlig einer Schlange gleiche, welche mit dem Schwanz im Munde einen Zirkel bilde. Er war auch in allen übrigen Lebensbedürfnissen so mäsfig als im Speisen. Seine Kleidung war rechtlich, aber äusserst einfach; er ging sehr selten in Gesellschaft und blos um seinem Geiste einige Erholung zu gestatten, besuchte er zuweilen seinen Wirth, mit dem er sich dann über gleichgültige Dinge unterhielt, ihm optische Instrumente zeigte, sich die gehörten Predigten nacherzählen liefs u. s. w. Fehlte jemanden im Hause etwas, so erwies er ihm die thätigste Theilnahme, und suchte ihn durch Trost und Unterstützung aufzurichten; die Kinder ermahnte er zur Folgsamkeit und Liebe zu ihren Eltern, und die Erwachsenen zu ih-

ihren Pflichten. Obgleich seine Philosophie nie Volksphilosophie werden kann und darf, — wofür auch schon sein Vortrag allein genug bürgt, der durch sein düftres, mathematisches Ansehen selbst den grossen Haufen gelehrter und ungelehrter Dilettanten, (welche keiner Kunst oder Wissenschaft grosses Heil zu bringen pflegen) zurückschreckt und durch das stete Nachdenken, welches er erfordert, jeden Schritt vorwärts äusserst erschweret; — so war sie doch für *seinen Kopf* und *sein Herz* mehr als hinreichend einen vortreflichen Bürger aus ihm zu bilden. Seine Moral war äusserst strenge und sein Wandel musterhaft; er übte jede Tugend, soviel als in seinen Kräften stand, um ihrer selbst willen aus, und fand in der Ruhe seiner Seele, in dem Bewusstseyn seiner Vollkommenheit, die Belohnung, welche er suchte. Er war auch so fest von der Wahrheit

und Gründlichkeit seines Lehrgebäudes überzeugt, *) dafs es ihm beynahe unmöglich gewesen seyn mufs, sein praktisches Leben damit in Widerspruch zu setzen.

Man

*) In seinem Schreiben an Albert Burgh sagt er: Non praesumo me optimam inuenisse Philosophiam, sed veram me intelligere scio, --- eodem modo actu scis tres angulos trianguli aequales esse duobus rectis. (Opp. posth. p. 612. Ep. LXXIV.) Und mit eben so vieler Würde und Bewusstseyn seiner Gerechtigkeit, sagt er zu seinem Freunde Oldenburg, (Opp. posth. Ep. XIX. p. 448.) als dieser ihn warnete in seinen Traktat nichts einfließen zu lassen, was, wie er sich ausdrückt, religiosae virtutis praxin labefactare vllatenus videatur, maxime cum degener, et flagitiosa haec aetas, nil venetur auidius, quam dogmata eiusmodi, quorum conclusiones grassantibus vitiis patrocinari videantur. etc. mit diesen Worten: Tibi maximas ago gratias pro amicissima tua admonitione, cuius tamen ampliorem explicationem desidero, ut sciam quatenam ea dogmata esse credas, quae religiosae virtutis praxin labefactare viderentur. *Nam quae mihi cum ratione conuenire videntur, eadem ad virtutem maxime esse utilia credo.*

Man erlaube mir hier von beyden etwas anzuführen; zuerst einige Züge aus seinem Leben: Einer seiner reichen Freunde zu Amsterdam, Herr *Simon de Vries*, konnte es nicht leiden, daß er sich in seiner Oekonomie so sehr einschränken und vieles versagen mußte, was zur Bequemlichkeit oder zum angenehmen Leben gerechnet wird; und machte ihm ein Geschenk von zwei tausend Gulden, wodurch er ihn in eine bessere Lage zu setzen hoffte: Spinoza gab sie zurück, mit der Aeusserung, er könne kein so beträchtliches Geschenk annehmen, welches ihn ohnfehlbar vom Studiren und von seinen übrigen Beschäftigungen abziehen würde. Derselbe Freund wollte ihn vor seinem Tode zum alleinigen Erben seines sehr grossen Vermögens einsetzen, weil er weder Frau noch Kinder hatte; Spinoza liefs es nicht geschehen, und verwies im Gegentheil seinem Freunde die Ungerech-

tigkeit, der er sich durch diese Verordnung gegen seinen Bruder schuldig machen würde, woran *er* für seine Person auf keine Weise Antheil nehmen wollte. *De Vries* mußte nachgeben und überliefs also sein Vermögen seinem Bruder, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß *Spinosa* jährlich eine Pension gereicht werden sollte, von der er bequem leben könnte. Man trug ihm, als eine sehr mäßige Summe, fünfhundert Gulden an, die er aber noch für zu beträchtlich fand, sie auf drey hundert heruntersetzte und bis zu seinem Ende auch genoß.

Als sein Vater starb und der Nachlaß unter ihm und seinen beyden Schwestern *) getheilt werden sollte; machten ihm

*) Die älteste hieß *Rebekka*, die jüngste *Miriam de Spinoza*: diese heirathete einen portugiesischen

ihm diese so viele Schwierigkeiten, daß er endlich genöthigt ward, einen Proceß gegen sie zu führen, den er auch gewann. Er war nun zufrieden, sie von der Gerechtigkeit seiner Forderung überzeugt zu haben, und überliefs ihnen den ganzen Nachlaß bis auf ein Bett mit Umhängen, das er zu seinem Gebrauche annahm.

Seine Bescheidenheit ging so weit, daß er auch dafür sorgte, daß sein Name seinen hinterlassenen Schriften nicht vorgesetzt würde. Kurz vor seinem Ende drang er seinen Freunden dies Versprechen noch ab, und sie haben ihm treulich Wort gehalten, vor die Opera posthuma wurden nur die Anfangsbuch-

E 5

sta-

Juden, Namens *Samuel Carceris*, dessen Sohn, *Daniel Carceris*, sich nach Spinosens Tod als sein Erbe stellte.

staben: B. d. S. gesetzt. *) Er hatte den sanftesten Charakter, und empfahl auch die Sanftmuth als eine vorzügliche Tugend: wer erlittenes Unrecht durch gegenseitigen Haß rächen will, sagt er, der muß ein

*) In der Ethik eifert er ausdrücklich gegen die Eitelkeit derjenigen, welche ihren Nahmen vor ihre Schriften setzen: (Eth. P. III. Def. 44.) *Ambitio est cupiditas, quâ omnes affectus foventur, et corroborantur; et ideo hic affectus vix superari potest. Nam quamdiu homo aliquâ cupiditate tenetur, hæc simul necessario tenetur. Optimus quisque, inquit Cicero, maxime gloriâ ducitur. Philosophi etiam libris, quos de contemnendâ gloriâ scribunt, nomen suum inscribunt.* Ferner (Eth. P. IV. Def. 25.) *Modestia, hoc est, cupiditas hominibus placendi, quae ex ratione determinatur, ad Pietatem refertur. Sed si ex affectu oriatur, Ambitio est, siue cupiditas, quâ homines falsâ pietatis imagine, plerumque discordias, et seditiones concitant. Nam qui reliquos consilio, aut re iuuare cupit, ut simul summo fruantur bono, is apprime studebit, eorum sibi amorem conciliare; non autem eos in admirationem traducere, ut disciplina ex ipso habeat vocabulum, nec vllas absolute inuidiae causas dare.*

ein sehr elendes Leben führen. Wer aber Haß durch Liebe zu überwinden sucht; dessen Kampf ist freudig und sicher, er kann vielen sowohl als einem einzigen widerstehen, und bedarf weder Gunst noch Hülfe des Glückes um zu siegen. Gerne giebt ihm der Besiegte nach; denn er hat nicht an Kräften verlohren, sondern gewonnen.

Ein gewisser *Wilhelm van Blyenbergh* drang sich ihm beynahe mit Gewalt auf; erst schrieb er unbekannterweise einen Brief voll steifer holländischer Komplimente an ihn, bath um Belehrung, Zurechtweisung, und konnte nicht aufhören das Vergnügen zu beschreiben, welches ihm die Schriften unsers Philosophen gewährten. Zugleich kündigte er sich auch als einen Mann an, der blos aus *Neigung* nach Wahrheit forsche und sein Leben ganz den Wissenschaften weyhe,

oh-

ohne irgend einen andern Nutzen davon zu verlangen, als seine innere Vollkommenheit durch sie zu befördern. Kurz dieser Schwätzer schläferete ihn ein und brachte ihm so gute Begriffe von sich bey, daß Spinoza keinen Augenblick anstand! alle ihm aufgeworfenen Fragen, auf seine Weise mit Offenheit zu beantworten, sich in ein Labyrinth von theologischen Untersuchungen einzulassen, und ihn seiner Freundschaft zu versichern. Mit den fadeften Komplimenten erwiedert er nun, daß er zwar gesagt habe, Wahrheit sey sein einziger Zweck, aber er erkenne einen höhern Richter in der Wahrheit als seine Vernunft, nämlich *die Offenbarung*, und mit dieser könne er einige seiner Erklärungen nicht vereinigen. — Spinoza sah nun wohl ein, daß er sich sehr übereilt habe, und daß er sich durch Glattzüngigkeit und Gleisnerey hatte verleiten lassen, mit einem Menschen über theo-

lo-

logische Gegenstände in einen Briefwechsel zu treten, dessen Meynungen himmelweit von den feinigen verschieden waren, und der eigentlich nichts weiter, als ihn zu fangen, dachte. Er liefs es ihm in seiner Antwort zwar merken, dafs er sich sehr in ihm geirrt hätte; „Ihr zweytes Schreiben,“ sagt er, „brachte mir eine ganz entgegengesetzte Meynung von Ihnen bey, als ihr erstes: „denn anfangs glaubte ich, dafs wir ziemlich übereinstimmende Begriffe hätten; „jetzt sehe ich aber ein, dafs wir nicht „nur völlig verschieden über die Resultate aus den ersten Principien denken; sondern dafs wir sogar in den ersten Principien selbst, aufs äusserste von einander abweichen. Unser Briefwechsel wird „also, wie ich fürchte, nicht mehr belehrend für uns seyn können. Sie geben mir deutlich zu erkennen, dafs die „schärfste Demonstration bey Ihnen kein
 „Ge-

„Gewicht hat, wenn sie nicht mit *der*
 „Erklärung übereinstimmt, die Sie selbst,
 „oder andre Ihnen bekannte Theologen
 „von der heiligen Schrift geben u. s. w.“
 Fuhr aber doch fort, ihm die einfältigsten
 Fragen mit der größten Gelassenheit zu
 beantworten und jeden Zweifel aufzu-
 lösen. Allein seine Gedult und Nach-
 sicht mit diesem Mann ward ihm sehr
 schlecht belohnt. Im Jahr 1674 gab er
 gegen ihn, ein nun längst vergessenes
 Werkchen, unter dem Titel: *Sur la ve-*
rité de la Religion Chretienne heraus, in
 dessen Vorrede er sich folgendermaassen
 über die Schriften eines Mannes äussert,
 von dem er vorher Belehrung erbettelte :
 „Der *Tractatus theologico-politicus* ist
 „ein Buch, das sehr besondere, aber
 „ganz abscheuliche Entdeckungen enthält;
 „die darin vorkommenden Kenntnisse und
 „Untersuchungen müssen aus der Hölle
 „geschöpft seyn. Jeder Christ, jeder
 „Mensch

„Mensch von gesundem Verstande muß
 „ein solches Werk verabscheuen: Der
 „Verfasser versucht darin die christliche
 „Religion zu untergraben, und mit ihr
 „alle unsre Hoffnungen, die sie gründet,
 „über einen Haufen zu werfen. Statt
 „ihrer will er aber den Atheismus oder
 „höchstens eine natürliche Religion ein-
 „führen, welche nach dem Eigensinn
 „oder Eigennutz der Souveräne geschmie-
 „det ist: Das Böse wird allein durch
 „Furcht für Strafen unterdrückt, und wer
 „die nicht fürchtet, ist ein Mensch ohne
 „Gewissen, kann alles zur Befriedigung
 „seiner Wünsche versuchen. etc.“*)

Vier-

*) Gerade das Gegentheil von dem schrieb ihm Spi-
 nosa: (op. posth. Ep. xxiv. p. 503.) Sie sagen,
 wenn Gott keine Verbrechen bestrafen sollte, (d.
 h. wie ein Richter, durch Strafen, die das Verbre-
 chen selbst nicht involviret) was hindert uns, daß
 wir nicht jedes Laster mit dem größten Eifer be-
 gehen? -- O gewiss, wer nur aus Furcht für Stra-
 fen

Vierteljährig schloß er die Rechnung seiner Einnahme und Ausgabe ab. Die meisten Tage verzehrte er nicht mehr als 3 bis 4 Groschen, wozu monathlich höchstens ein Maafs Wein kam. Seine Leidenschaft fürs Studiren, der er sich auch völlig überliefs, war ganz ohne Gränzen, und man weis, daß er einst ganzer drey Monathe nicht aus seinem Zimmer kam. Diese beständige Beschäftigung mit abgezogenen Begriffen, die seltene Gelegenheit mit andern Menschen in Kollision zu kommen und seine äusserst eingeschränkten Bedürfnisse haben gewifs viel dazu beygetragen seinen Wandel so ganz tadel-

fen nicht lasterhaft ist, der handelt auf keine Weise aus Liebe und findet kein Vergnügen in der Tugend. Was mich betrifft, ich weiche dem Laster aus, oder bestrebe mich wenigstens ihm auszuweichen, weil es meiner individuellen Natur zuwider ist, und mich von der Liebe und Erkenntnis Gottes abführen würde.

dellos zu machen; vorzüglich war es aber doch wohl die Festigkeit, mit der er an seinem Systeme hing und die Ueberzeugung, daß nur *der* Mensch wirklich frey sey, der nicht von Begierden; sondern von reiner Vernunft seine Handlungen abhängen läßt. Man findet daher auch nicht das kleinste Beyspiel, daß er sich je von Zorn, Geiz, Rachsucht, Wollust u. f. w. hätte hinreißen lassen. Dabey war er ein Freund und eifriger Vertheidiger der Freude: „Nur ein fauertöpfischer „und melancholischer Aberglaube,“ sagt er, *) „kann uns die Freude verbieten „wollen. Warum sollte es schicklicher „seyn, Hunger und Durst zu stillen, als „die Schwermuth zu verscheuchen? Kei- „ne Gottheit und kein Geschöpf kann an „unserm Unvermögen und unsrer Unbe- „hag-

*) Op. posth. Eth. P. IV. Prop. XLV. Schol. II.

„haglichkeit Vergnügen finden , ohne nei-
 „disch zu seyn ; oder uns Thränen, Seuf-
 „zer und Furcht u. m. dg. welches Zei-
 „chen eines ohnmächtigen schwachen Gei-
 „stes sind , als Tugenden anrechnen. Im
 „Gegentheil , je mehr uns die Freude be-
 „lebt , desto vollkommener sind wir , d.
 „i. desto mehr sind wir der göttlichen
 „Natur theilhaftig. Es ist einem Weisen
 „sehr anständig sich der Dinge zu bedie-
 „nen und so viel als möglich durch sie
 „zu erfreuen , (wenn es nur nicht bis
 „zum Ueberdruſe geschieht ; denn das
 „kann schon nicht mehr zur Freude ge-
 „rechnet werden) es ist ihm anständig
 „sich mäsſig mit wohlſchmeckenden Spei-
 „ſen und Getränken zu laben , oder ſich
 „durch angenehme Gerüche , durch den
 „wohlthätigen Anblick blühender Pflanz-
 „zen , durch Putz , Muſik , Leibesübun-
 „gen , Schaufpielen u. ſ. w. zu erhei-
 „tern , indem dieſs ein jeder , ohne eines
 an-

„andern Schaden genießen kann. Unser
 „Leib ist aus vielen und sehr verschiede-
 „denartigen Theilen zusammengesetzt,
 „die beständig neuer und mancherley
 „Nahrung bedürfen, um den Leib zu al-
 „lem, was aus seinem Wesen folgen
 „kann, gleich geschickt zu erhalten, da-
 „mit auch die Seele geschickt sey vieles
 „zugleich zu begreifen.“

Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und
 seiner philosophischen Lebensart verbrei-
 tete sich allgemein, kein Mann von An-
 sehen kam nach Holland, der nicht seine
 Bekanntschaft zu machen suchte, keiner
 ging unbefriedigt von ihm. Im Jahr
 1673 hatte er auch zweymahl Gelegen-
 heit seine Lage mit einer weit vortheil-
 haftern und glänzendern zu vertauschen,
 suchte es aber immer mit Höflichkeit von
 sich abzulehnen. Der Kurfürst *Karl Lu-*
dewig von der Pfalz, hatte besonders

dadurch, daß er seine Principia Philosophiae Cartesianae gelesen hatte, sehr vortheilhafte Begriffe von ihm bekommen und berief ihn, als öffentlichen Lehrer der Weltweisheit, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, nach der Universität Heidelberg, *) er schlug diesen ehren-

*) Der Brief, den der Kurfürst durch den Professor Fabritius an ihn schreiben ließ und seine Antwort, welche sich in seinen nachgelassenen Schriften befinden (opera posth. p. 561. seqq.) verdienen beyde hier eine Stelle.

Fabritius an Spinosa.

Der Durchlauchtigste Kurfürst von der Pfalz, mein gnädigster Herr, dem Sie auf das Beste empfohlen sind, hat mir aufgetragen an Sie zu schreiben, (obgleich ich bis jetzt die Ehre ihrer Bekanntschaft nicht genossen habe) und bey Ihnen anzufragen: ob Sie geneigt wären bey seiner Akademie die Professur der Philosophie anzunehmen? -- Ihr Gehalt soll Ihnen jährlich wie den übrigen Professoen gereicht werden. Nirgends werden Sie auch einen Fürsten finden, welcher vorzügliche Genies,

vollen Ruf aber aus. Die zweite war
F 3 fol-

nies, wozu er Sie besonders rechnet, besser zu schätzen wüßte. Sie sollen die vollkommenste Freyheit zu philosophiren genießen, indem er überzeugt ist, daß Sie keinen Mißbrauch zur Störung der öffentlich eingeführten Religion davon machen werden. Ich vollziehe hierdurch den Befehl des weisesten Regenten und bitte Sie recht dringend, mich sobald als möglich mit einer Antwort zu beehren. Sie können solche dem Residenten Sr. Durchlaucht im Haag, Herrn Grotius, oder Herrn Gilles van der Hek zustellen, durch die ich sie mit den Depeschen erhalte. Oder fertigen Sie mir solche auf eine andere Ihnen bequeme Weise zu. -- Ich kann diesem nicht mehr hinzufügen, als falls Sie sich bewegen lassen sollten, hieher zu kommen, und nicht alles gegen unsre Hoffnungen und Wünsche ausfällt, Sie gewiß ein vergnügtes und einem Philosophen anständiges Leben werden führen können. Ich bin u. s. w.

Heidelberg,

J. L. Fabritius.

den 16ten Febr. 1673.

Spinosa's Antwort.

Wenn je die Begierde in mir rege geworden wäre, die Profesfur irgend einer Fakultät zu übernehmen; so hätte ich mir keine andre als die
wün-

folgende: *) Als der Prinz von Condé in dem bekannten französischen Feldzuge

1673

wünschen können, welche mir Sr. Durchlaucht der Kurfürst durch Sie antragen zu lassen geruhet: besonders da dieser Fürst mir auf die gnädigste Weise die Freyheit zu philosophiren dabey gestattet, zu geschweigen, dass ich mich schon lange sehnte unter der Hertschaft eines Fürsten zu leben, dessen Weisheit allgemein bewundert wird. Allein da ich nie Neigung fühlte, öffentlich zu lehren, so kann ich mich nach reiflicher Ueberlegung dieser Sache nicht entschliesen, dieses schmeichelhafte Anerbiethen anzunehmen. Denn erstlich werde ich für mich in der Philosophie nicht weiter kommen können, sobald ich Zeit genug gewinnen will, die Jugend darin zu unterrichten. Dann fürchte ich auch, dass ich die Gränze nicht zu bestimmen wissen würde, welche der mir eingeräumten Freyheit zu philosophiren gesetzt werden soll, damit ich nicht die öffentlich eingeführte Religion stören zu wollen scheine. Trennungen entstehen nicht sowohl aus brennendem Religionseifer, als aus den besondern Affekten der Menschen, oder ihrer Neigung zum Widerspruche, wodurch sie alles, was noch so recht gesagt ist, herabzusetzen und zu verdammen pflegen. Da ich dieß in meinem einsamen

Pri-

1673 sich zu Utrecht aufhielt, ward er neugierig Spinosen kennen zu lernen, schickte ihm einen Pass und liefs ihn zu sich bitten; worauf er auch sogleich abreiste. Bayle behauptete auf ein Höreniagen (in der ersten Auflage des Di-

F 4

ctio-

Privatleben genug erfahren habe, so müßte ich es um noch viel mehr bey der Annahme einer so ehrenvollen Stelle befürchten. Sie werden also selbst einsehen, dass nicht die Hoffnung zu einer größern Verbesserung meiner Lage mich zurückhält; sondern dass ich nur aus Liebe zur Ruhe, welche ich auf irgend eine Weise zu erlangen glaube, auf ein öffentliches Amt Verzicht thue. Ich bitte Sie daher auf das Dringendste, Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu ersuchen, mir Aufschub zu noch reiflicherer Ueberlegung dieser Sache zu gönnen und sich zu bestreben, mir die hohe Gnade desselben zu erhalten, der ich u. s. w.

Haag, den 30. Merz 1673.

*) S. Nicerons Nachrichten von den Schriften und Begebenheiten berühmter Gelehrten. Mit Zusätzen von Baumgarten I Th. S. 265. und folg. Halle 1749.

tionärs) der Prinz sey an demselben Tage, als Spinosa ankommen sollte, genöthiget worden, einen Posten zu besichtigen, wobey er sich so lange aufgehalten hätte, daß der Termin des Pasfes unterdesen verfloss und Spinosa bey seiner Rückkehr schon wieder abgereiset war. In der zweiten Auflage hat er dieses widerrufen: „Ich habe mich, sagt er, nach dieser Sache genau erkundigt, und in Erfahrung gebracht, daß der Prinz noch vor Spinosens Abreise in Utrecht eingetroffen sey, und ihn wirklich gesprochen habe.“ — Bald nach dieser Aeusserung liess er sich aber durch die von Kolerus herausgegebene Lebensbeschreibung Spinosens von neuem bewegen, seine erste Meynung wieder anzunehmen, wie aus einem seiner Briefe erhellet, welcher im dritten Theile der Ausgabe des Herrn *des Maizeaux* S. 10811 steht. Kolerus sagte nähmlich,
er

er habe von Spinosens Wirthin sich erzählen lassen, daß er bey seiner Zurückkunft ausdrücklich gesagt hätte, er habe den Prinzen nicht sprechen können, weil er kurz vor seiner Ankunft hätte verreisen müssen. *Bayle* glaubte nun diesem Zeugnisse seinen Beyfall nicht versagen zu dürfen, da es doch lange noch keinen vollkommenen Beweis abgeben kann. Könnte Spinoza nicht gegründete Ursachen gehabt haben seinem Wirth die Wahrheit zu verbergen? Wenn es auch nur in der Absicht geschehen wäre, ihn, bey dieser an sich so äusserst unschuldigen Handlung, auf keinen ungegründeten Argwohn gerathen zu lassen. Herr *des Maizeaux* erkundigte sich darauf bey *Morelli*, um auf die rechte Wahrheit zu kommen, und erhielt folgende Antwort von ihm: „Ich habe Spinosen sehr genau gekannt, und mehr als Einmahl von ihm gehört, daß ihn der Prinz von

Condé, als er ihn zu Utrecht sprach, durch dringendes Zureden, zu bewegen gesucht habe, ihm nach Paris zu folgen, und dort bey ihm zu bleiben. Der Prinz soll ihm auch ausser seinem Schutze freye Wohnung und Tafel bey Hofe nebst tausend Thalern Gehalt versprochen haben, worauf ihn aber *Spinosa* zu erwägen bat, dafs seine ganze Macht nicht hinreichen würde, ihn wider den Eifer einiger Leute zu schützen, besonders da sein Name bereits durch den *Tractatus theologico-politicus* sehr berüchtigt sey, daher weder *er* Sicherheit noch der *Prinz* Vergnügen bey dieser Veränderung finden würde. Er sey aber bereit ihm zu der Armee zu folgen, um ihn nach den Kriegsverrichtungen Gesellschaft zu leisten, wenn er dazu geschickt sey. — Der Prinz wäre durch diese Beweggründe befriedigt geworden, und habe ihn beurlaubt.“

Herr

Herr *des Maizeaux* hat sich auch bey *Buisfiere*, einem berühmten Wundarzte zu London, welcher damahls als Lazareth-Feldscheer bey der Armee zu Utrecht gestanden war, erkündigt, und von ihm die Versicherung erhalten, daß er Spinosen oft in das Cabinet des Prinzen von *Condé* hineingehn gesehen habe.

Dieser Besuch hätte Spinosen bald grosse Verdrießlichkeiten zugezogen; man argwöhnte, er habe ein geheimes Verständniß mit den Feinden, und sein Wirth wollte ihn, aus Furcht geplündert zu werden, aus dem Hause schaffen. Spinosa machte ihm aber wieder Muth: Fürchtet nichts, sagte er zu ihm, ich kann mich sehr leicht rechtfertigen: viele Leute, und vorzüglich die ersten des Staats, wissen warum ich diese Reise unternommen habe. Dem sey aber wie ihm wolle, sobald euch der Pöbel
nur

nur die geringste Unruhe vor dem Hause macht; so gehe ich hinaus und stelle mich selbst, wüßte ich auch, daß er mich eben so grausam, wie die armen de Witt, behandeln würde. Ich bin gut republikanisch gesinnt, und habe nie andere Absichten, als zur Ehre und zum Wohl des Staates gehabt. — Der Pöbel zerstreute sich aber bald wieder und die Sache hatte keine weitere Folgen.

Spinosens Wandel war ganz den Vorschriften seiner Moral gemäß, und um von dieser richtig urtheilen zu können, muß man seine Ethik vollkommen verstehen, wozu nicht nur ein anhaltendes Studium erfordert wird, sondern man muß sich auch vorher, ehe man sich an sie wagt, von einer Menge beynah allgemein anerkannten Meynungen losmachen, und ganz von einerley Principien mit ihm ausgehen, welches an sich selbst schon

schon gar nicht leicht ist, und doch unumgänglich erfordert wird, um mit seinen Ideen so vertraut zu werden, als er es selbst war. Für den Biographen, der keinen Kommentar zu seiner Moral zu schreiben braucht, ist es genug, wenn er nur einige wichtige Resultate derselben aushebt, — nicht um ihn vertheidigen, — sondern um ihm strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn in seinem wahren Lichte zu zeigen.

Wer sich von ganz deutlicher Erkenntniß bestimmen läßt, heist bey Spinoza ein *freyer Mensch*, und dieser ist sein eigentliches Ideal, wornach sich alles bilden muß. Der freye Mensch allein ist *tugendhaft*, von ihm allein läßt sich eigentlich nur sagen, daß er *handele*. Wer aber von unvollständigen Begriffen, oder, welches dasselbe ist, von Leidenschaften geleitet wird, von dem kann man
nicht

nicht sagen, dafs er die Tugend ausübe, oder wirklich handele, sondern er *leidet*.*)

Die gemeine Meynung der Leute, sagt er, scheint diesem Satze entgegen zu seyn, denn dem Ansehen nach, glauben die meisten, sie wären in so ferne frey, als es ihnen erlaubt sey, ihren Begierden ein Genüge zu thun, und sie müßten im Gegentheil von ihrem Rechte nachgeben, wenn sie ihre Handlungen nach dem göttlichen Gesetze, (oder Vorschriften der Vernunft) einrichten. Sie halten daher Menschenliebe, Religion, und überhaupt alles, was Stärke des Gei-

*) Die Gewalt der Leidenschaften wird nicht durch des Menschen eigene Kräfte; sondern durch äussere bestimmt, je mehr sie also auf uns wirken, je grösser ihre Kraft ist; desto unthätiger sind wir selbst, wir leiden also im eigentlichsten Verstande durch sie, und der Name *Leidenschaften* kommt ihnen mit Recht zu.

Geistes erfordert, für eine Last, die sie nach dem Tode abwerfen können, und hoffen dann Belohnung für ihre Sklaverey, nämlich die Ausübung der Religion, der Menschenliebe etc. zu erlangen. Doch ist die Furcht vor schrecklichen Strafen nach dem Tode, ihnen ein noch weit stärkerer Bewegungsgrund als die Hoffnung auf Belohnungen die göttlichen Gesetze, so viel ihr Unvermögen und schwaches Gemüth zuläßt, zu beobachten. Wenn ihnen diese Erwartungen benommen würden, und sie nun glaubten, daß die Seele mit dem Körper vergehe: so würden sie sich ganz ihren Neigungen überlassen und ihre Handlungen bloß von ihren Begierden abhängen lassen. Sie würden sich lieber dem Glücke unterwerfen als der Vernunft gehorchen wollen. Diefs Verfahren ist aber doch im Grunde eben so ungereimt, als wenn sich jemand mit Gift oder

oder andern tödtlichen Dingen sättigen wollte. weil er nicht glaubt, daß auch die gesündesten Speisen ihn bis in Ewigkeit erhalten könnten. — — Beym Spinoza heist, tugendhaft seyn, *frey seyn*: und umgekehrt, wer seinen wahren Nutzen befördert, wer sich in seinem Wesen zu erhalten sucht, der ist tugendhaft. Das Bestreben sich zu erhalten, sein Wesen zu vervollkommen, ist die erste und einzige Quelle der Tugend. Die Seele erhält sich in ihrem Wesen durch Bestreben nach Einsicht, nach Erkenntniss: das höchste Ziel ihrer und aller Erkenntniss ist *Gott* als das allervollkommenste, schlechterdings nothwendige Wesen, ohne das weder etwas seyn noch gedacht werden kann, diese Erkenntniss ist also auch ihre höchste Tugend und ihr höchstes Gut.

Soferne die Menschen einerley Natur haben, erkennen sie auch ein und daselbe
Gut

Gut für das *höchste*, (nämlich die Erkenntniß Gottes) sie streben alle darnach und können alle zugleich zu dessen Besitz gelangen; — — jeder wird es für den andern so gut als für sich begehren, und zwar um so stärker, je mehr er selbst von diesem höchsten Gute besitzt: denn dem Menschen kann nichts nützlicher seyn als ein andrer Mensch, der nach der Vorschrift der Vernunft lebt; weil dieser am meisten mit seiner Natur übereinkommt: daher müssen wir es auch zuwege zu bringen suchen, daß andre Menschen nach der Vernunft leben mögen, oder daß sie das höchste Gut, das ist, die Erkenntniß Gottes erlangen. — Der Mensch ist aber nicht frey, — er hat nicht lauter vollständige Begriffe; sondern hängt weit mehr von unvollständigen ab, oder mit andern Worten, er wird von Leidenschaften beherrscht. Alles, was er thun kann, ist

G

also

also blos, ihnen den Sieg zu erschweren und die Waffen aus den Händen zu winden; dieß kann aber nur dadurch geschehen, daß er seine Affekten, so viel als möglich, klar und deutlich zu erkennen, oder seine unvollständige Begriffe in vollständige zu verwandeln sucht, — daß er mehr thue und weniger leide, weniger abhängt. Durch dieses Mittel verwandeln wir die Affekten in Tugenden: da z. B. jeder von Natur verlangt, daß andere nach *seinem* Sinne leben sollen; so kann aus diesem Verlangen so wohl ein Thun als ein Leiden entstehen; lassen wir uns durch die Vernunft regieren, reduciren wir dieses innere Bestreben auf vollständige Begriffe; so werden wir eine Tugend, *die Menschenliebe*, dadurch ausüben und selbstthätig seyn. Lassen wir uns aber von unvollständigen Begriffen hinreißen und beherrschen; so werden wir durch dieses Verlangen *leiden,*

den, und *Ehrfüchtige* heißen müssen, u. f. w. — — —

Das Beste, was wir zu thun im Stande sind, so lange wir noch keine vollkommene Erkenntniß unsrer Affekten haben, ist, daß wir uns eine richtige Lebensart, oder gewisse Lebensregeln in Gedanken vorstellen, — sie ins Gedächtniß fassen, und bey einzelnen Vorfällen des Lebens anzuwenden suchen: damit unsre Einbildungskraft stärker davon gerühret werde, und wir sie gewissermaassen allezeit in Bereitschaft haben. Z. B. um die Vorschrift der Vernunft, den Haß durch Edelmuth und Liebe zu überwinden, aber nicht durch Gegenhaß zu erwiedern, beständig in Bereitschaft zu haben, wenn wir ihrer benöthiget sind, — so müssen wir uns die gewöhnlichen Beleidigungen der Menschen vorstellen, sie oft überdenken, und dabey überlegen wie sie am besten durch Edel-

muth überwunden werden. Auf diese Art werden wir das Bild der Beleidigung mit der Vorstellung dieser Lehre verknüpfen und sie allezeit, wenn uns eine Beleidigung widerfährt, in Bereitschaft haben. Ist uns zugleich die Betrachtung unfres wahren Nutzens dabey gegenwärtig, überdenken wir auch das Gute, welches aus der gegenseitigen Freundschaft der Menschen erwächst, ferner, dafs aus einem richtigen Lebenswandel die höchste Zufriedenheit des Gemüthes entstehet, und dafs die Menschen, so wohl als alle andere Dinge, nach der Nothwendigkeit ihrer Natur handeln; so wird die Beleidigung, oder der Haß, welcher aus ihr zu entstehen pfleget, alsdann nur den kleinsten Theil der Einbildungskraft einnehmen, und folglich durch die Uebermacht der übrigen Vorstellungen leicht besiegt und unterdrückt werden. Oder wenn auch der Zorn, welcher aus grössern

fern

fern Beleidigungen zu entstehen pflegt, sich nicht so geschwinde überwinden liesse, so wird er doch, wenn auch mit etwas Wankelmuth, in weit kürzerer Zeit besiegt werden können, als wenn wir nie vorher diese Dinge zum Gegenstand unsres Nachdenkens gemacht hätten.

Bey dem Muthe, wenn man die Furcht unterdrücken will, muß man eben solche Gedanken haben. Nämlich man muß die gewöhnlichen Gefahren des menschlichen Lebens nach einander herrechnen, sich oft Vorstellungen davon in Gedanken machen, und dabey überlegen, wie sie durch Gegenwart des Geistes und Tapferkeit, am besten vermieden und überwunden werden können.

Man merke nur darauf, wenn man seine Gedanken und Bilder ordnet, daß man seine Aufmerksamkeit allezeit auf *das* richte, was Gutes in jeder Sache anzutreffen ist, damit wir allezeit durch

den Affekt der Freude zum *Thun* bestimmt werden mögen. Wenn jemand z. B. einen zu grosen Hang nach Ehre bey sich bemerkt; so mus er über den rechten Gebrauch der Ehre, in wiefern man nach ihr streben soll, und welches die besten Mittel, sie zu erreichen sind, nachdenken: er mus aber nicht den Missbrauch der Ehre, die Eitelkeit derselben, den Unbestand der Menschen u. s. w. zu seinem Gesichtspunkt wählen, weil man hieran nicht ohne Widerwillen und Verdruss denken kann. Sobald die Ehrfüchtigen an die Erlangung des sich vorgesetzten Ziels der Ehre verzweifeln, so fangen sie sich mit solchen Ideen zu quälen an. Daher ist es auch wirklich gegründet, dafs gerade *die* Menschen, die ehrfüchtigsten sind, welche am meisten über den Missbrauch der Ehre und über die Eitelkeiten der Welt, die grössten Klagen führen. Eben so

ma-

machen es auch alle übrigen, die schwach von Geiste sind, und denen das Schicksal zuwider ist. Ein Armer, der zugleich geizig ist, redet beständig von dem Mißbrauche des Geldes, von den Lastern der Reichen u. m. dg. Wer nun beflissen ist, seine Affekten und Begierden bloß und allein nach der Liebe zur Freyheit einzurichten: der wird sich bemühen die Tugenden und ihre Ursachen, so viel er kann, kennen zu lernen, und sein Gemüth voller Freude und Vergnügen zu erhalten, welches eben aus der wahren Erkenntniß der Tugend entspringet. Am wenigsten aber wird er die Laster der Menschen betrachten, die Menschen tadeln, durchziehen und sich über einen falschen Schein der Freyheit vergnügen. Wer dieß wohl gefaßt hat und in Ausübung bringt, der wird gewiß in sehr kurzer Zeit seine Handlungen mehrentheils nach den Vorschriften der Vernunft einrichten können.

Seine Moral gründet sich ganz auf sich selbst. Nach den Vorschriften der Vernunft leben, tugendhaft seyn, seinen wahren Nutzen befördern, der Seligkeit genießen, — sind gleichbedeutende Ausdrücke bey ihm, von denen einer den andern involvirt. Die Freyheit des Willens gehöret nicht mit in seine Moral, — aber eben aus seiner Lehre, daß alles aus der Nothwendigkeit seiner Natur erfolge, wußte er sehr nützliche Folgerungen zur Glückseligkeit des Lebens zu ziehen. Diese Lehre, sagt er, beruhigt uns nicht nur völlig, weil sie sich darauf stützt, daß wir blos nach dem Willen Gottes handeln und der göttlichen Natur um so mehr theilhaftig sind, je vollkommener Handlungen wir verrichten und je besser wir allmählig Gott erkennen lernen; sondern sie schafft uns auch noch diesen Vortheil, daß sie uns unser höchstes Glück oder die Seligkeit

ken-

kennen lehrt. Denn diese ist nichts anders als die Erkenntniß Gottes selbst, wodurch wir angetrieben werden, nur dasjenige zu thun, was Liebe und Wohlthätigkeit von uns heischen. Hieraus läßt sich leicht erkennen, wie wenig diejenigen die Tugend zu schätzen wissen, welche von Gott erwarten, daß er sie für die Ausübung derselben belohne; eben als wenn Gottesdienst und Tugend nicht an sich selbst Glückseligkeit und höchste Freyheit wären. Ferner lehrt sie uns, wie wir uns in Begebenheiten des Glückes, oder bey solchen Dingen, welche nicht in unsrer Gewalt stehen, verhalten sollen. Wir sollen nämlich sowohl glückliche als unglückliche Zufälle mit Gelassenheit erwarten, und ertragen; und zwar deswegen, weil alles nach dem ewigen Rathschlusse Gottes mit eben der Nothwendigkeit erfolgt, als aus dem Wesen des Dreyecks folgt, daß seine

drey Winkel zweyen rechten gleichen. Auch im gesellschaftlichen Leben ist uns diese Lehre sehr nützlich, indem sie die Menschen anweist, niemanden zu has-
sen, zu verachten, zu verspotten, zu beneiden u. f. w. — Sie lehrt auch, daß jeder mit den Seinigen zufrieden seyn und seinen Nächsten beystehen müsse: aber nicht aus weibischem Mitleiden, aus Partheylichkeit oder Aberglauben: sondern aus bloßer Anleitung der Vernunft.“

So dachte, so lehrte, so handelte Spinoza. Aus Lehren und Meynungen, die schwächere Menschen in beständiger Furcht für ihre Moralität schweben lassen, zog er die vortreflichsten Folgerungen und bewies durch sein Beyspiel, daß der Mensch wirklich edel und weise genug seyn könne, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben und auszuüben.

Seine Schriften erschienen theils bey seinem Leben, theils nach seinem Tode,
letz-

letztere sind unter dem Nahmen der Opera posthuma bekannt.*)

Er-

*) Sie waren lange Zeit, so wie sein Nahme, mit Schande bedeckt, der Vergessenheit übergeben. Wenige, die einiges Zutrauen zu ihren Kräften befasen, wagten sie zu lesen; aber ungerne gestand es einer der Welt, daß er sie näher als aus gelehrten Wörterbüchern oder ihren Widerlegungen kannte. Den hellsten Köpfen unsrer Zeit war es aufbehalten, ihn bekannter zu machen, sie wagten sich zuerst wieder in seinen Dunstkreis, den man so lange für verpestet hielt, sie untersuchten mit ruhigem unpartheyischen Geiste seine tiefsinnigen Schriften und liesen seinen seltenen Gaben Gerechtigkeit wiederfahren. --- So wenig seine Werke aber auch eigentlich im Umlaufe waren, so bekannt wurden doch seine wichtigsten Ideen, ohne daß man ihren Ursprung merkte. Spielte sie der Zufall einem mittelmässigen Schriftsteller in die Hände; so hob er einige neue, grosse, kühne, lehrreiche Ideen aus, und deckte mit so einem ausgerissenen Purpurlappen die Blöße seiner armfeligen Schrift. Andere, die diesen Schleichhandel nicht zu treiben brauchten, aber, --- wie ein verstorbener Weltweiser †) sich vortreflich ausdrückt, --- wohl wußten, daß es Leute giebt, welche auch die Wahrheiten nach einer gewissen

†) Mendelsohn.

Ge-

Erstere sind folgende:

I. Renati Descartes principiorum philosophiae pars prima et secunda, more geometrico demonstratae, per Benedictum de Spinosa Amstelodamensem. Accesserunt eiusdem cogitata metaphysica in quibus difficiliore, quae tam in parte metaphysices generali, quam speciali occurrunt, quaestiones breviter explicantur. Amstelodami apud Jo-

Genealogie beurtheilen, und um eine Lehre zu verwerfen, nur zu wissen brauchen, daß sie bey dem oder jenem Schriftsteller in einer schlechten Verwandschaft mit Irrthümern gestanden habe; die sich's nicht einbilden können, daß man sie herausreißen und von dem Gifte säubern könne, welches durch die Ansteckung der Irrthümer in sie gekommen, die mit ihr ein Ganzes ausmachten, --- durften dennoch ihre Quelle, woraus sie geschöpft hatten, nicht nennen. So sind jetzt eine Menge theologischer und moralischer Lehrer bey uns gang und gäbe, denen man es nicht ansieht, daß sie in dem Kopfe des verschrieenen und verkezerten Spinose zuerst gekeimt und gereifet haben.

Johannem Riewerts. 1663. 140 Seiten in 4to ohne die Vorrede.

Spinosa lebte zu dieser Zeit schon nicht mehr in Amsterdam und konnte daher den Druck nicht selbst besorgen, sein Freund Ludwig Meyer, ein Arzneygelehrter, übernahm ihn und schrieb auch die Vorrede zu dem Werke. Der Inhalt dieser Schrift ist ziemlich ausführlich in den Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek, ersten Bandes erstes Stück, S. 47 u. folgg. angezeigt.

II. Tractatus theologico-politicus, continens disertationes aliquos; quibus ostenditur libertatem philosophandi non tantum salua pietate, et reipublicae pace posse concedi: sed eandem nisi cum pace reipublicae ipsaque pietate tolli non posse.

Joh. Ep. II. Cap. IV, V. XIII.

Per hoc cognoscimus quod in Deo manemus, et Deus manet in nobis, quod de spiritu suo dedit nobis.

Ham-

Hamburgi apud Henricum Kühnrath
 MDCLXX. 233 Seiten ohne die Vor-
 rede von 8 Seiten in 4to.

Den Abdruck dieser Schrift hat Spinoza
 ebenfalls nicht selbst besorgt, obgleich sie
 ohne allen Zweifel in Amsterdam gedruckt
 und *Hamburg* nur ein fingirter Name ist.

Der Inhalt dieser Schrift ist aus dem
 Titel klar; seine theologischen Begriffe
 waren aber wohl in vielen Stücken, von
 den darin vorgetragenen, verschieden.
 S. Nachr. v. einer Hallischen Bibl. I St.
 S. 58. und Nicerons Memoires pour ser-
 vir à l'histoire des hommes illustres T. XIII.

Herr von *St. Glaim* gab eine fran-
 zösische Uebersetzung davon heraus, wel-
 che unter drey verschiedenen Titeln be-
 kannt ist: La Clef du Sanctuaire. Am-
 sterдам 1678 in 12mo. — Traité des
 Ceremonies superstitieuses des Juifs tant
 anciens que modernes. Amsterd. chez
 Jacob Smith 1678. — Reflexions cu-
 rieu-

rieuses d'un esprit desinteresé, sur les matieres les plus importantes au salut tant public que particulier. — Man hat, durch diese drey Titel verleitet, glauben wollen, dafs drey verschiedene Auflagen davon gemacht wurden, welches aber gewifs ein Irrthum ist. Kaufmännische Spekulationen, oder Furcht, dafs die ersten Titel zu anstößig seyn mogten, veranlafsten den Verleger zu dieser dreyfachen Veränderung. Am Ende dieser Uebersetzung finden sich noch Remarques curieuses et necesfaires pour l'intelligence de ce livre, welche aus den lateinischen Anmerkungen, die Spinoza seinem Exemplare vom Tract. th. politicus handschriftlich beyfügte, übersetzt sind.*) Von dem latei-
ni-

*) Spinoza war auch willens diesen Traktat abzuändern, wie aus seinem Schreiben an Oldenburg erhellet: Nisi tibi molestum sit, schreibt er, velim, ut loca tractatus theologico --- politici, quae viris doctis scrupulum iniecerunt, mihi indicares. Cupio

nischen Original find aber wirklich mehrere Auflagen unter verschiedenen Titeln gemacht worden, als:

Danielis Heinsii opœum historicorum collectio prima. Lugd. Batauor. 1673 in 8vo. Editio secunda apud Isaacum Herouliis. Diese Ausgabe ist auch weit richtiger als die erste, welche 1670 in 4to herausgekommen ist.

Henriquez de Villacorta M. Doct. a cubiculo Philippi IV. Caroli II. Archiatri opera Chirurgica omnia sub auspiciis potentissimi Hispaniarum regis. Amstelodami 1673 in 8vo.

III. B. d. S. Opera posthuma 1677. 614 Seiten in 4to ohne die Vorrede von 35 S. das Register und die hebräische Grammatik von 112 S.

Wir

pio namque istum tractatum notis quibusdam illustrare et concepta de eo praeiudicia, si fieri possit, tollere. Opp. posth. p. 447.

Wir haben schon bemerkt, daß Spinoza sich kurz vor seinem Ende von seinen Freunden versprechen liefs, diese Schriften ohne seinen Namen herauszugeben. — Auf dem Titelblatte ist der Name des Druckortes nicht angezeigt; wahrscheinlicher Weise ist dieses Werk bey *Johann Riewerts* Stadtbuchdrucker zu Amsterdam herausgekommen. *) Es

*) Kolerus erzählt die Geschichte dieser hinterlassenen Schriften folgendermaßen: „Spinosa's Hauswirth *van der Spyk*, welcher noch lebet, bezeugte mir, daß Spinoza den Befehl hinterlassen habe, gleich nach seinem Tode, das Pult, worin er seine Briefe und Papiere liegen hatte, an den Stadtbuchdrucker, *Joh. Riewerts*, nach Amsterdam zu schicken: von der *Spyk* vollzog seinen Willen auf das Pünktlichste, und *Riewerts* antwortete ihm, unterm 25ten Merz 1677, daß er das bewusste Pult erhalten habe, und fügte am Ende seines Schreibens noch hinzu: Spinosa's Verwandte wollten gerne wissen, an wen es adressirt wäre, weil sie meynten der Kasten müsse voller Baarschaften seyn. Sie erkundigten sich deshalb auch sehr genau nach dem Schiffer, der es herüber gebracht hatte. Wenn man aber im Haag kein Register von den Paketen führt, die hieher gesandt werden: so glaube ich nicht, daß sie Licht in der Sache bekommen werden, --- es ist auch im Grunde besser, wenn es nicht geschieht.“

Es bestehet aus fünf Theilen:

1. *Ethica* more geometrico demonstrata, von S. 1 bis 264. Diese zerfällt wieder in 5 Capitel.

1. De *Deo*.

2. De natura et origine *Mentis*.

3. De origine et natura *Affectuum*.

4. De *Servitute* humana, seu de *Affectuum* viribus.

5. De *Potentia Intellectus*, seu de *Libertate* humana.

2. *Tractatus politicus*, in quo demonstratur quomodo societas, vbi imperium monarchicum locum habet, sicut et ea, vbi optimi imperant, debet institui, ne in Tyrannidem labatur, et vt Pax, Libertasque ciuium inuiolata maneat. v. S. 265 bis 354.

Dieser Traktat ist eigentlich nur ein Fragment eines größern Werkes; die ersten eilf Kapitel sind nur vollendet, das übrige verhinderte ihn der Tod hinzuzu-

zufetzen. Der Inhalt ist aus dem Titel deutlich.

3. *Tractatus de Intellectus emendatione*, et de via, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur, von S. 355 bis 392. Ebenfalls nur ein Fragment.

4. *Epistolae* doctorum quorundam virorum ad B. d. S. Et auctoris Responsiones; ad aliorum eius operum elucidationem non parum facientes, v. S. 395 bis 614.

Die vorzüglichsten Verfasser dieser Briefe sind, ausser einigen Ungenannten, Heinrich Oldenburg, Simon de Vries, P. Baling, Wilhelm van Blyenbergh, J. L. Fabricius, Leibnitz,*) Albert Burgh u. f. w.

H 2

Der

*) Leibnitzens Brief und Spinosens Antwort beziehen sich auf Gegenstände aus der Optik, und sind beyde von keiner grossen Wichtigkeit. Auf der Königl. Bibliothek zu Hannover befindet sich, unter dem grossen Schatz von Leibnitzens hinterlassenen Manuskripten, auch der Originalbrief des Spinosa. Die Königl. Regierung ertheilte mir die gnädige Er-

Der Inhalt der Briefe ist theils mathematisch, theils philosophisch. Ein grosfer Theil derselben enthält allerley Einwürfe gegen sein System und gegen seinen Tractatus theologico-Politicus, die aber gröstentheils sehr unbedeutend sind, und von ihm selten anders widerlegt werden, als dafs er seinem Korrespondenten zeigt, er ha-

Erlaubnifs solchen abschreiben zu dürfen. Bey der Vergleichung desselben mit dem vorhandenen Abdrucke, fand ich zwar viele und sehr auffallende Abweichungen, die aber im Sinne keinen Unterschied machen. Wahrscheinlich sind die, in den Opp. posth. abgedruckten Briefe, blos Konzepte, welche Spinoza nachher beytm Abschreiben hin und wieder abänderte, um sich richtiger, deutlicher oder höflicher auszudrücken. In dem Originale findet sich auch eine Nachschrift, die nirgends abgedruckt ist, und folgendermassen lautet: Dus Dimmerbruckius hic non habitat. Cogor itaque hanc tabellioni ordinario tradere. Non dubito, quin hic Hagae Comitum aliquem qui epistolas nostras curare velit, noueris, quem ego nouisse velim, ut epistolae commodius et securius curari possent. Si Tractatus theologico-politicus ad tuas manus nondum peruenit, vnum exemplar, nisi molestum erit, mittam. Vale.

Die Unterschrift des Briefes ist: *B. Despinosa*, und nicht, wie wir sie in neuern Schriftstellern, gewöhnlich mit einem Z (*Spinoza*) finden. Wahrschein-

habe ihn nicht verstanden, und treffe ihn mit seinen Einwürfen gar nicht.

5. *Compendium Grammatices Linguae Hebraeae*, ein Fragment einer hebräischen Grammatik, welches sein eigenes Register und seine eigene Seitenzahl von 1 bis 112 hat.

Es werden dem Spinoza noch viele andere Schriften zugeeignet, woran er aber

H 3

höchst-

scheinlich hat er diese Abänderung dem Bayle, als einem seiner ältesten Biographen, zu verdanken, der in *seiner* Sprache, keinen Unterschied der Aussprache zwischen Z und S kennet, wenn sie, wie hier der Fall ist, zwischen zweyen Lautbuchstaben stehen. Im Deutschen sollte man aber immer lieber *Spinoza* schreiben; so schreibt es auch sein Landsmann Kolerus.

Die Adresse lautet: Nobilissimo Amplissimoque Domino, Domino *Gotfredo Guilelmo Leipnitio*, Juris v. Doctori et Consiliario Moguntino.

Maintz.

Das Siegel, welches sich noch vollkommen erhalten hat, siehet so aus:



höchstwahrscheinlich nicht den geringsten Antheil hat, die ich daher auch nicht anführen mag, so wenig als die Legion seiner Widerleger, von denen die wenigsten ihn verstehen konnten. Ueber den Regenbogen soll er aber wirklich ein Traktätchen geschrieben, und eine Uebersetzung des Pentateuchs ins Holländische vollendet haben, die er beyde kurz vor seinem Ende ins Feuer warf.

Er war nie recht gesund, die letzten zwanzig Jahre seines Lebens kämpfte er aber beständig mit der Schwindsucht; doch erwartete er den Tod noch nicht, als er den 21. Februar 1677, Sonntag Nachmittags um 3 Uhr plötzlich verschied. Tages vorher soll er, wie Kolerus erzählet, ohne sich übler als gewöhnlich zu befinden, noch zu seinem Wirth hinuntergegangen und sich ziemlich lange mit ihm, vorzüglich über die Predigt, welcher er mit seiner Frau beygewohnt hatte, unter-

re-

redet haben. Er ging darauf wieder in sein Zimmer, und besuchte den folgenden Morgen, vor der Kirche, seinen Wirth, — bestellte sich etwas zu essen, — liefs seinen Arzt von Amsterdam kommen, mit dem er in seinem Zimmer allein blieb und in dessen Gegenwart er auch seinen grossen Geist aufgab, nachdem er vier und vierzig Jahr, zwey Monath und sieben und zwanzig Tage alt geworden war.

Man erzählt eine Menge Märchen von seinem Tode, dafs er in Frankreich vor Schrecken gestorben sey, als er Nachricht bekam, man wolle ihn in die Bastille setzen. — Dafs er eine starke Dosis Mandragora genommen hätte um sich zu betäuben und den Todeskampf nicht zu fühlen. — Dafs er verboten hätte, jemand in sein Zimmer zu lassen, am wenigsten einen Geistlichen, um ruhig und ohne Disputen zu sterben — u. m. dg. Kolerus widerlegt diese Fabeln aber alle auf die sicherste Weise dadurch, dafs er, als ein glaubwür-

würdiger Mann, der nicht die geringste Partheylichkeit *für* Spinoza hegte, versichert: er habe selbst den Wirth und seine Frau genau befragt und die oben angeführten Umstände vernommen.

Die Kosten seiner Beerdigung schoss der Buchdrucker Riewerts her, welcher den Auftrag dazu von seinem reichen und großmüthigen Freund, de Vries, hatte.

Sein Nachlaß bestand größtentheils in Büchern, Gläsern, Schleif- und andern Instrumenten, welche zusammen nebst seinen Mobilien und Kleidern für weniger als 400 holländische Gulden verkauft wurden.

Ich weis nicht besser, als mit den Worten des Herrn Geheimenraths Jakobi, zu schliesen. Sey du mir gesegnet, großer, ja heiliger Benediktus! — wie du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten dich verirren mochtest: *seine Wahrheit war in deiner Seele und seine Liebe war dein Leben!*

F. X. B.
kgl. Hofbuchb.
in
MÜNCHEN
Lederergasse N° 25.

Philippi, Johann Jakob Martin,

Leben Benedikts von Spinosa

Braunschweig 1790

Biogr. 1112 gf

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067078-3

VD18 15308839-001